Günther's
Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben

von

Alfred Meißner.

XXVII. Jahrgang. 4. Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1872.

Nach uns die Sündflut!

Roman aus Frankreichs jüngster Vergangenheit

von

Max von Schlägel.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1872.

IV. Band.

Die Mißheirath.

Erstes Kapitel.

Nach Berlin!

Zwei Monate sind vergangen seit dem Tage, da der Baron Mondélion seinen wackern Pförtner Vingris aus den Krallen der kaiserlichen Gerechtigkeit rettete.

Vingris' Wunden sind geheilt, seine Beulen sind verschwunden und auf seinem Gesichte behaupten wieder die tiefen Spuren, welche eine Blatternepidemie vor Jahren darauf zurückgelassen, siegreich die Alleinherrschaft. Auch der entwürdigte Livreerock ist durch einen neuen ersetzt worden, und mit gewissenhaftem Ernste wie einst füllen die breiten Schultern und das ernste Antlitz des Portiers wieder den viereckigen Raum des Wasistas aus, wenn die Glocke am Por-

tal der Mondélions gezogen wird, oder ein Wagen vor demselben hält.

Aber nicht so leicht sind die Spuren jenes schrecklichen Tages hinweggewischt von Winkelried Stierlistecher's Innerem. Noch immer hat er den Zusammenhang jener schrecklichen Ereignisse nicht entdeckt, welche vierundzwanzig Stunden lang ihr grauses Spiel mit ihm getrieben, noch immer fühlt er außer und über sich jene dunkle Ahnung einer gewaltigen Gefahr, die jeden Augenblick über ihn hereinbrechen kann.

Der erste Gang Vingris', nachdem er sein Schmerzenslager verlassen konnte, war nach der Schenke des Verschwörers Beaupas gewesen. Er näherte sich ihr nur vorsichtig und bei hellem Tageslichte, aber schon von weitem sah er, daß sie verschlossen war. Er kehrte zu verschiedenen Stunden an verschiedenen Tagen wieder, sie blieb verschlossen. Das Haus war wie ausgestorben. Da eines Morgens sah Vingris eine alte Magd, die, wie er sich erinnerte, schon früher im Hause gewesen war. Er ging auf sie zu und gab schüchtern den Wunsch nach einem Glase Wein zu erkennen.

Die Magd sah ihn mit mürrischer Verwunderung an. Ein großes Unglück lastet immer etwas auch auf den trägsten Gemüthern, die damit wenn auch nur in die äußerlichste Berührung kommen.

„Hier ist doch die Weinstube von Père Beaupas?" fügte Vingris hinzu und hielt sich sorgsam außerhalb des Besenbereichs der mürrischen Alten.

Die Alte faßte ihren Besen mit beiden Händen am obern Ende und stützte sich darauf.

„Weinstube? Hier trinkt blos der Herr Curator jede Woche, wenn er nachsieht, mit seinen Freunden ein halbes Faß leer und macht mich für das verantwortlich, was er selber stiehlt. Das ist die einzige Weinstube hier."

„Der Herr Curator, wer ist das?"

„Ein Mann, der immer Durst hat und den das Gericht dazu aufgestellt hat, daß dem armen Herrn Beaupas der Wein nicht sauer werde."

„Und Herr Beaupas, wo ist der?"

„In Charenton, im Narrenhaus!" murrte die Alte ärgerlich. „Er bildet sich immer ein, er müsse den Kaiser umbringen, sonst werde er umgebracht; er hat den Burgunder zu gern getrunken und das Zeitungslesen hat ihn vollends um den Verstand gebracht, sagen sie."

Damit kehrte sie mit ihrem schmuzigen Besen über den riesigen glänzenden Stiefel des Portiers. Dieser merkte nichts davon und blieb mit offenem Munde stehen.

„Im Narrenhaus?"

„Ja, wohin Ihr auch zu gehören scheint, Ihr langer Müßiggänger, der Ihr eine alte Frau ihre Arbeit nicht ruhig verrichten lassen könnt. Weg da, Ihr Schnüffler, sonst fahre ich Euch mit meinem Besen über die hübschen Tressen! Warum wißt Ihr nicht, was das ganze Viertel weiß? Ihr wollt mich am Ende nur ausspioniren. Euch hat wohl der Curator geschickt."

Die schmuzige Hexe erhob drohend den Besen.

Der Portier wich bestürzt zurück.

„Im Narrenhaus!" murmelte er und griff an seine eigene Stirn, als wolle er sich überzeugen, ob dort noch Alles in Ordnung sei. Am Ende war er selber ein Narr und befand sich nicht in der Rue du Faubourg St.-Honoré, sondern in Charenton, und das, was er für einen grünen goldbordirten Rock hielt, war eigentlich eine Narrenjacke und das Thor, das er öffnete und wieder schloß, nicht die Pforte des Mondélion'schen Palastes, sondern vielleicht die Tischschublade seiner Narrenzelle. Schwitzend vor Angst kam Vingris nach Hause. Das Thor, das er betastete, die gewohnten Gegenstände seiner Loge, die er zählte, beruhigten ihn wieder etwas über den eigenen Geisteszustand. Aber alle Zweifel waren noch nicht geschwunden. Aus keinem andern Grunde, als weil die Gewohnheit ihn

seine Umgebung noch nie so genau hatte betrachten lassen, erschien ihm heute doch Alles etwas anders. Dorthin stellte er den Lederstuhl gewöhnlich nicht. Und sein Vater, der Obersenn von der Braunalm, lächelte heute ganz sonderbar und traurig von der Wand herunter. Vingris' vom Krankenlager noch etwas geschwächte Nerven trieben ihm wieder siedendheiß das Blut nach den Schläfen.

Da schellte es. Die Glocke dröhnte schauerlich im Thorgang wieder. So hatte er sie nie gehört. Die Narrenglocke! tönte es durch Vingris' Inneres. Aber mechanisch ging er an das Wasistas und zog die Schnur.

Der Baron kam zu Fuß nach Hause.

Sein Gesicht war finster und er hatte den Hut tief in die Stirn gedrückt.

Vingris' Gehirn durchzuckte es wie ein Blitz; der Baron allein konnte seine Zweifel lösen, der Baron wußte Alles — die Angst vor sich selber besiegte in Vingris die Schüchternheit vor seinem Herrn, rasch verließ er die Loge und lief ihm nach.

„Herr Baron!" rief er leise, als er ihn im Hofe erreicht hatte.

Mondélion, erstaunt über das seltsame Benehmen des sonst so bescheidenen Dieners, blieb stehen.

„Was gibt's?"

„Herr Baron, verzeihen Sie, aber ich selber werde nicht mehr klug. Sie wissen — Sie haben, wie es mir vorkommt, mich selber geholt damals — es war eine ganz schreckliche Geschichte, und doch weiß ich nicht recht, ob sie wahr ist, Herr Baron! Sagen Sie mir aufrichtig, warum bin ich eingesperrt gewesen?"

Der Baron erblickte in dem Benehmen Vingris' eine Wiederkehr jener Albernheiten, deren Opfer er geworden war, und rief ärgerlich:

„Weil Du ein Narr bist!"

„Weil Du ein Narr bist!" Wie ein Donnerschlag fielen diese Worte dem unglücklichen Vingris aufs Haupt. Der Baron hatte es selbst gesagt, er konnte nicht mehr daran zweifeln. Vingris schlich sich in seine Loge zurück, warf seine ganze ungeschlachte Gestalt der Länge nach aufs Bett und weinte herzbrechend um den eigenen Verstand.

Nach und nach, als Vingris sich mehr und mehr erholte von den Folgen seiner Leiden, legten sich diese Paroxysmen einer krankhaften Phantasie, aber ganz verschwanden die Zweifel nicht, die er über seinen Geisteszustand hatte. Er controlirte sein eigenes Denken und Handeln mit peinlichster Genauigkeit, aber diese doppelte geistige Thätigkeit, welche einen kräfti-

gern Geist allmälig zum Wanken gebracht hätte, alterirte natürlich in einem hohen Grade wieder seine gewöhnliche Denk- und Handlungsweise. Er ertappte sich gewissenhaft auf diesen Unregelmäßigkeiten und folgerte daraus einen neuen Beweis für seinen bejammernswerthen Zustand. So war aus dem entschiedenen, pflichtgetreuen Vingris allmälig ein menschenscheuer Träumer geworden, der sich immer ängstlicher in das Innere seiner Loge zurückzog und der Stunde entgegengrübelte, wo die schreckliche geheimnißvolle Gefahr und damit zugleich die Offenbarung seines traurigen geistigen Zustandes über ihn hereinbrechen werde.

Der Herr des Hauses hatte keinen Blick für das von Tag zu Tag verstörtere Aussehen seines Portiers. Die übrige Dienerschaft verwunderte sich anfangs über das seltsame Benehmen des Thürhüters, da derselbe aber seinen Obliegenheiten gewissenhaft nachkam, so war kein Grund vorhanden, sich über ihn zu beklagen, und zu vertraulichen Mittheilungen war das Gesicht des Barons seit der plötzlichen Abreise seiner Mutter nach dem Süden durchaus nicht einladend.

In der That hatte die alte Baronin ihren Sohn nicht wiedergesehen seit der Stunde, da er sie verließ, um dem Mädchen aus dem lateinischen Viertel seine

Hand anzubieten. Die alte Dame hatte einige unentbehrliche Kleidungsstücke eingepackt und war mit ihrer Kammerfrau nach dem Bahnhofe gefahren. Ihrem Sohn ließ sie einige Zeilen zurück, worin sie ihm ihre Abreise nach einem ihrer Güter ohne weitere Bemerkung meldete und ihn bat, ihre Koffer packen und beförderlichst nachsenden zu lassen. Der Umstand, daß die Baronin ihren Sohn um die Nachsendung einiger Möbel bat, die ihr besonders bequem waren, ließ darauf schließen, daß sie sehr lange, vielleicht für immer dem Hotel Mondélion fern zu bleiben gedachte. Der Brief war in ernst-freundlichem Tone geschrieben und erwähnte mit keinem Worte die Angelegenheit, welche sich plötzlich zwischen Mutter und Sohn gestellt. Aber René Mondélion lás zwischen den Zeilen — seine Mutter wollte keinen Theil haben an einer Werbung, welche ihre Grundsätze zurückwiesen, sie liebte ihren Sohn trotz alledem zu sehr, um der Gattin seiner sonderbaren Wahl die Thür zu verschließen, und empfangen konnte sie dieselbe nicht, wenigstens vorerst nicht. Deshalb war sie gegangen.

René hatte damals mit bitterem Lächeln auf den Brief geblickt, dessen stumme Sprache er so gut verstand. Seine Mutter war gegangen, plötzlich, ohne ihrem Sohne die Hand zu reichen, weil sie nicht zwei=

selte, das Geschöpf der Niedrigkeit werde mit Jubel die Hand ergreifen, welche der reiche Edelmann ihr entgegenstreckte, um sie aus dem Schmuz des Lebens empor an seine Seite zu heben. Und siehe da, die stolze Tochter der Armuth stieß diese Hand zurück. Wie mußte die stolze adlige Matrone staunen, wenn sie dies vernahm!

Aber sie vernahm es nicht. René Mondélion hatte einen Theil von der unbeugsamen Sinnesart seiner Mutter geerbt. Seine Mutter hatte ihm durch ihren freundlichen, aber gemessenen Brief angedeutet, daß sie sich künftig wie Fremde gegenüberstehen wollten in allen, selbst den theuersten Angelegenheiten, seine Mutter wollte sich das Recht vorbehalten, die Frau ihres Sohnes zu empfangen oder durch einen Diener über die Treppen ihres Schlosses becomplimentiren zu lassen, wie eine Fremde, seine Mutter sagte sich los von Allem, was über ihres Sohnes engste Persönlichkeit hinausging, dabei sollte es bleiben. Es hätte wie das Eingestehen eines Unrechts klingen müssen, wie der flehende Ruf eines unmündigen Kindes nach den Liebkosungen seiner Erzeugerin, wenn er seiner Mutter mitgetheilt, daß die Mansardenbewohnerin vom andern Ufer der Seine die Verbindung mit einer der ältesten Familien Frankreichs zurückgewiesen. Allerdings lag in

der Weigerung Louison's auch eine bittere Demüthigung für die adelsstolze Matrone, aber René wollte seine Mutter auch nicht demüthigen; sie hatte die Trennung vollzogen, nicht er — es sollte dabei bleiben.

Finster und verschlossen lebte der Baron nun dahin, Wochen, Monate. Sein kalter strenger Blick schien Jedermann, der in seine Nähe kam, verantwortlich zu machen für die Wunde, die seinem Stolz und seinem Herzen beigebracht worden war. René Mondélion zuckte verächtlich die Achseln über die Vorurtheile des Standes, dem er angehörte, und die er doch selber so lang getheilt, und sein Auge blitzte auf vor Haß, wenn ihm in irgend einer Aeußerung des öffentlichen Lebens ein Funke jenes Plebejerstolzes begegnete, der ihn an dem seltsamen Wesen, das er liebte, einst so beglückt und nun so elend machte.

Immer wieder kehrten seine Gedanken zurück zu jener entscheidenden Stunde, da das herrliche Wesen sich mit der ganzen Kraft der Leidenschaft ihm an die Brust geworfen: Nimm mich, ich bin Dein! So sehr er sich mühte, die Weigerung Louison's als die Verirrung eines überspannten, in der Phrasenseligkeit unseres demokratisirenden Zeitalters erkrankten Frauengehirns zu belächeln, ein Seufzer drang zwischen den spöttisch herabgedrückten Lippen hervor, in das düstere

Auge stahl sich eine Thräne, er wurde die Erinnerung an jene Stunde nicht los, die Sehnsucht nach der Komödiantin vor sich selber, wie er Louison seitdem gar oft im Zorn genannt, verfolgte ihn überall hin, in sein Arbeitszimmer im stillsten Theile des Hotels, über die Boulevards, wo er vergessen wollte, in die Clubs, wo er las und — zum ersten Mal in seinem Leben — spielte. Jeder laute Tritt, der die einsamen Corridore des Hotels erdröhnen machte, zauberte ihm Louison als stolze Gebieterin dieser Räume vor die Augen, die Stille, die ihn umgab, erdrückte ihn mit ihrer dumpfen Sehnsucht. Baron Mondélion war so weit gekommen, daß er sogar einen Gedanken nicht mehr ganz zu bannen vermochte, der immer mächtiger auf ihn eindrang, immer verführerischer ihn umflüsterte. Wenn er sie nicht als Frau besitzen konnte, warum verschmähte er sie als Geliebte? Seiner Grundsätze wegen? Bah, wer kümmerte sich hier in dem vergoldeten Babel um Grundsätze! Weil er sie ehrlich liebte? Durch diese Liebe war sie jetzt vielleicht so elend wie er.

Die ersten Sturmvögel des Krieges flatterten auf. Aus den Pöbelhaufen, welche den gesetzgebenden Körper umlagerten, ertönten bereits die ersten gellenden Rufe: „A Berlin! A Berlin!“

Vater Barbé war in voller Thätigkeit; zwar vertrat in seinem Knopfloch noch immer die rothe Nelke die Rosette der Ehrenlegion, aber unverdrossen haranguirte er das gaffende Volk und erzählte ihm wunderbare Geschichten von den frechen Preußen, und zum Schluß schwang er seinen fuchsigen Cylinderhut. „A Berlin! A Berlin!"

Und die Haufen wälzten sich durch die Straßen und heulten: „A Berlin!"

René Mondélion erhob überrascht sein leidenschaftlich erregtes Antlitz, als der Ruf zum ersten Mal an sein Ohr drang. Verwirrt griff er zu den Blättern, in denen, wie man sagt, jeder Pulsschlag der Gegenwart sein Echo findet, in stürmischer Phrase fand er hier denselben frenetischen Ruf: „A Berlin!

Matt verhallten daneben die warnenden Rufe einer verschwindenden Minderheit.

Fortgerissen von der Aufregung aller stürzte Mondélion nach dem gesetzgebenden Körper. Er kam eben recht, um zu hören, wie das bacchantische Geheul feiler Volksvertreter die Kassandrastimme des greisen Thiers übertönte.

„A Berlin!"

René Mondélion ging durch die von Menschen flutenden Straßen. An den Schaufenstern stand es

mit tausend Lichtern, Freunde drückten sich mit dem neuen Gruße die Hand und die Dirnen flüsterten mit verlockenden Augen: „A Berlin!“

René Mondélion war Franzose, seine Wangen erglühten, seine Augen öffneten sich weit und voll Feuer, stolz wölbte sich seine Brust und seine feingeschnittenen Nasenflügel zitterten.

Er war jetzt nicht Denker, nicht Orleanist, er erinnerte sich kaum mehr, daß er noch keine höhere Autorität gekannt hatte als die Lehren des greisen Geschichtschreibers der Revolution, voll und ganz überließ er sich der gewaltigen Strömung, die ihn umbrauste, und als im Tuileriengarten die kaiserliche Musik die Marseillaise spielte und das Volk jauchzend dazu sang, hob auch er den Hut in die Höhe und rief Arm in Arm mit dem Blousenmann, der neben ihm stand: „A Berlin!“

Noch an demselben Tage hatte Baron Mondélion seine Militärpapiere auf dem Kriegsministerium niedergelegt, seine Person zur Verfügung gestellt und seiner Mutter dies telegraphisch mitgetheilt. Die Depesche schloß mit den siegesgewissen Worten: „A Berlin!“

Wohl durchzuckte Mondélion's Denken ein paarmal mit einer Art Schmerz die Frage: Warum?

Weil ein großes Volk beleidigt worden ist und

Sühne will! antwortete sich Mondélion selber mit stolzerhobenem Haupt.

Aber — Gleichviel, Frankreich hat auch das Recht, ungerecht zu sein.

Die Regierung hatte nur zu wählen zwischen Revolution und Krieg, sie setzte das Heil der Nation an die eigene Existenz.

Ein Schurke, wer jetzt von Parteien spricht. Frankreich ist groß und einig — à Berlin!"

So ungefähr lautete die kurze Debatte, welche vor Mondélion die pedantische Logik von ehemals und der Enthusiasmus von heute führten. Und von der Straße herauf ertönte es: „A Berlin!"

Auf Vingris übte die allgemeine Aufregung eine fast beruhigende Wirkung. Er hatte es ja gewußt, daß etwas Außergewöhnliches vorgehen müsse.

Er wunderte sich daher auch nicht im geringsten, als er plötzlich, zum zweiten Male seit seiner Dienstzeit, wieder einem Miethwagen öffnen mußte. Er verzog auch keine Miene, als er die alte Baronin aussteigen und seinen Herrn mit ausgebreiteten Armen die Treppe heruntereilen sah.

Keines Wortes mächtig sank die Baronin an die Brust ihres Sohnes.

Es war zum ersten Mal, daß zwischen Mutter

und Sohn eine solche Scene vor der Dienerschaft stattfand — Vingris wunderte sich nicht. Wußte er ja nicht einmal, ob alles das, was er sah, wahr sei oder nur ein Trugbild seiner aus den Schranken gerathenen Phantasie.

Der Baron führte seine Mutter am Arm die Treppe hinauf.

Im Zimmer, das die Matrone einst eingenommen, unter dem Bilde des Maire von Paris standen sie sich einige Sekunden stumm gegenüber.

„Ich wußte, daß Du so handeln würdest, René!“ begann endlich die Matrone. „Die erhabene Zeit unserer Väter, welche Frankreich geschaffen haben, kehrt wieder. Du hast Dich ihrer würdig gezeigt. Ich habe auf der Reise hierher geweint vor Rührung über den Jubel, dem ich überall begegnete. O ich Verblendete, die ich Frankreich für verweichlicht und verkommen hielt, mächtig und stolz wie je steht es da, furchtbar in seinem Zorn, und es wird siegen.“

„Ja, es wird siegen, Mutter!“ sagte René mit blitzenden Augen.

„Es wird siegen“, wiederholte die Matrone, „und geläutert aus seiner Blut- und Flammentaufe hervorgehen. Eine solche Zeit tilgt alle Gegensätze aus, René! Der Bauer wird ein Held wie der Ritter mit

den goldenen Sporen, und derjenige, über dessen Wiege sich die Spangen einer Fürstenkrone wölbten, hat nur ein Leben, um es dem Vaterlande zu weihen, wie der Geringste."

Die Matrone betrachtete forschend die schärfern Züge ihres Sohnes, über ihr Antlitz zuckte es ein paarmal schmerzlich. René sah zu Boden.

„Eine solche Zeit schlingt ein Band um das, was sich am fernsten stand, René! Du sollst nicht leiden, während Du Dich fürs Vaterland opferst, — bringe mir Deine Braut!"

Die Matrone hatte die letzten Worte leiser gesprochen, als ob sie ihr trotzdem schwer würden.

René schüttelte den Kopf.

„Ich habe keine Braut, Mutter!"

„Und jenes Mädchen?"

„Wäre vielleicht die Geliebte des Arbeiters Mondélion geworden, verschmäht es aber, die Gattin des Barons zu sein."

Die welken Wangen der alten Dame erglühten wie von tiefer Beschämung.

„So! Das ist eigenthümlich, eine solche Selbstlosigkeit ist selten. Du leidest, armes Kind —"

Mondélion's Lippen zuckten und seine Augen erhielten einen feuchten Schimmer.

„Ich will es nicht leugnen, Mutter, ich litt; noch nie im Leben hatte sich ein Wunsch so sehr mit meinem ganzen Sein verkörpert. Ich fürchte sogar, es ist auch ein wenig Egoismus dabei, wenn ich in diesen Krieg ziehe; ich muß um jeden Preis jenem Zustande machtlosen Sehnens entfliehen, der mich entnervt und aufreibt, ich muß mir selber zu entfliehen suchen."

Mit dem Ausdruck der innigsten Liebe hafteten die sonst so strengen Blicke der Matrone auf dem zuckenden Antlitz ihres Kindes.

„Ich möchte Dir helfen, Kind, um jeden Preis. Das Alles dauert zu lange für eine Laune. Solche Tage der allgemeinen Erhebung, des vollen Jubels eines großen Volkes lehren uns, daß Manches eitel ist, an dem wir bisher gehalten. Ich möchte Dir helfen, René."

René führte die Hand seiner Mutter an die Lippen.

„Mir ist nicht zu helfen, Mutter. Einen Augenblick wollte ich die Makellosigkeit eines ganzen Lebens, Grundsätze, mit denen ich zu sterben gedachte, opfern um das, was Glück heißt. Es ist vorüber; die große Zeit, die angebrochen ist, hat mich vor mir selber gerettet."

René Mondélion versuchte zu lächeln. Er vermochte es nicht.

Die fest zusammengepreßten Lippen der Matrone

suchten gewaltsam das Schluchzen zurückzuhalten, dessen Stöße ihre hohe Gestalt erschütterten.

„Nein, nein“, sagte sie dann, „so darfst Du nicht fort. Wenn Du so von mir scheidest, sehe ich Dich nicht wieder, und ich will mein einziges Kind wieder haben, hörst Du? Du darfst Dich opfern, wenn es das Vaterland von Dir verlangt, aber Du darfst den Tod nicht suchen, René, Du bist der letzte Deines Namens.“

Sie faßte das Haupt des Sohnes mit beiden Händen und küßte es convulsivisch.

René Mondélion schaute seine Mutter eigenthümlich lächelnd an. Sie verstand, was diese in Thränen schwimmenden Augen sagen wollten.

„Ja, ja, Du hast Recht“, sagte die Matrone hastig. „Es wäre gleichgültig, ob Du ein paar Jahre länger leben würdest, Du wärst ja doch der letzte. Das darf nicht sein. Ich hatte keine Ahnung von der Kraft einer echten Mannesliebe; Dein Vater war gut, aber schwach und liebte mich, weil man ihm befahl, mich zu lieben. Verzeihe mir, ich verstand Dich nicht, aber sei ruhig, ich werde es wieder gut machen, ich werde Dir helfen. Du sollst nicht der letzte Deines Namens sein, ich will noch Enkel auf meinen Knieen schaukeln, die mit dem Lorbeer ihres Vaters spielen. Laß den Staatswagen anspannen, René, ich

werde selbst gehen und die Braut in Deine Arme führen. Geh!"

Mit glänzenden Augen und glühenden Wangen schaute Mondélion auf seine Mutter. Dann wieder senkte er das umdüsterte Antlitz.

„Bleiben Sie, Mutter, ersparen Sie sich eine Täuschung. Louison hat Recht, wir müssen ewig getrennt bleiben."

„Nein, diese Gefahr des Vaterlandes versöhnt und vereinigt Alles."

„Sie wird nicht kommen, Mutter."

„Sie wird kommen!" lächelte die Matrone und schellte ihrer Kammerfrau. Dann verließ sie das Zimmer.

René Mondélion ließ das Haupt auf die Brust sinken, ein Schauer überrieselte ihn und er seufzte: „Sie wird nicht kommen!"

Zweites Kapitel.

Das Casino d'Or.

Das Casino d'Or hatte zwei Eingänge, einen von der Passage des Panoramas, den andern von der Rue Vivienne. Diese Eingänge waren sehr einfach und verschwanden des Abends fast ganz zwischen den hellbeleuchteten Magazinen zu beiden Seiten. Man konnte eintreten, ohne befürchten zu müssen, aufzufallen, und war, kaum daß man den Fuß auf die Straße setzte, von der Menschenmenge verschlungen, welche sich durch die Passage oder in der nach der Börse führenden Straße drängte. Man mußte genau Nummer oder Lage der betreffenden Eingänge wissen, um die Thüren zu finden, welche zu diesem elegantesten Versammlungsort der Elite der Pariser Demimonde führten.

Jedermann wußte von der Existenz dieses Casinos,

man erzählte sich die abenteuerlichsten Geschichten von dem orientalischen Luxus, mit dem die Ball- und Gesellschaftsräume ausgestattet waren, einige Romane der gelesensten Pariser Schriftsteller verlegten dorthin den Schauplatz ihrer pikantesten Scenen, machten aus dem Casino d'Or den Knotenpunkt ihrer interessantesten Verwicklungen. Jeden Tag erschien in einem der kleinen Journale eine andere mehr oder weniger gut erfundene Anekdote über das Casino d'Or, doch merkwürdigerweise hörte man nie eine glaubwürdige Person behaupten, sie sei dort gewesen. Das Casino d'Or hatte keine Statuten, kein geschriebenes Wort legte es dem Besuchenden nur die allergeringste Verpflichtung auf, es gab nicht einmal besondere Gesellschaftstage — das Casino d'Or war vielleicht die freieste Institution der Welt, wenn man so nennen kann, was, durch den Zufall entstanden, die goldene Freistätte für Alles bildete, was Sitte und Rücksicht aus der Oeffentlichkeit verbannten.

Das Casino d'Or hatte ursprünglich aus einigen Zimmern bestanden, in denen einige Cavaliere und hervorragende Börsenleute, welche Rücksichten für ihren Ruf zu nehmen hatten, manchmal in der Woche soupirten. Die Gesellschaft war größer geworden, der gefällige Wirth, der wohl seine Rechnung gefunden ha-

ben mochte bei den discreten Soupers, vergrößerte die Räume, legte ein Musik- und Lesezimmer an. Endlich hatte er die ganze Beletage des Hauses für seine Gäste eingerichtet. Von Jahr zu Jahr wurden Verschönerungen angebracht und endlich war das Casino d'Or der geheimnißvolle Zauberort, von dessen Wundern sich Alles erzählte, den aber Keiner, der ihn betreten, anders als stumm verließ.

„Besuchen Sie das Casino d'Or?" fragt die emporstrebende jugendliche Grisette den Elegant, der sie in die Welt einführen will. Der Elegant versichert kleinlaut, daß er Freunde habe, welche ihm versprochen, ihn nächstens dorthin mitzunehmen. Die angehende Weltdame hängt das Köpfchen und ihr Blick ist merklich kälter, sie ist Pariserin genug, um zu wissen, daß man in das Casino d'Or nicht so leicht eingeführt wird.

Das geheimnißvolle Band, das sich um alle Besucher des Casino d'Or schlang, war nichts Anderes als jener discrete gute Ton, welcher nichts anerkannte als die gewandte, gefällige Form, der das galante Verbrechen zuließ, vor dessen Richterstuhl aber auch nicht die kleinste Lächerlichkeit Gnade fand und wäre sie mit den letzten Blutstropfen eines brechenden Herzens gesühnt worden.

Renommage galt mit Recht als schlechter Ge-

schmack. Da die Protectoren des Casino d'Or zu der Quintessenz dessen gehörten, was man für comme il faut hielt, und hinwiederum nur Damen und Herren vom feinsten Pli einführten, so blieb das Casino so ziemlich frei von Allem, was nicht auf der Höhe des Lebens und der Zeit stand; und wenn wirklich Jemand durch Zufall oder Neugier in die goldene Versammlung gelangt war, der nicht dahin paßte, er zog sich alsbald freiwillig zurück. Nicht daß man unartig gegen solche Personen gewesen wäre, keineswegs, das Casino d'Or war eine der wenigen Gesellschaften in Paris, wo es nie einen lauten Skandal gegeben hatte, trotzdem daß man dort hoch spielte und die Maitressen wechselte wie die Handschuhe, aber der gute Ton hat zur Ausführung seiner Verbannungsurtheile eben Waffen an der Hand, gegen die auch das stumpfeste Gemüth für die Länge nicht unverwundbar bleibt.

Auch zu Miß Pinkerton war der Name dieser Gesellschaft gedrungen. Die Schneiderin, welche ihr ein neues Kleid brachte, hatte, um die gewöhnlich sehr schwer zufriedenzustellende Miß in gute Laune zu versetzen, die Bemerkung fallen lassen:

„Madame werden mit diesem Kleide Aufsehen machen im Casino d'Or."

Miß Pinkerton, welche zwischen zwei einander ge-

genübergerückten Ankleidespiegeln stand und das Meisterwerk von Wattirungskunst betrachtete, das sie am Leibe trug, drehte mit Leichtigkeit ihren langen Hals, daß sie über die rechte Schulter die Profillinien von Brust und Rücken zugleich sehen konnte. In die Betrachtung ihrer in grünen Atlas gehüllten, sechs Schuh langen Reize vertieft, hatte sie die Frage der Schneiderin überhört. Da mußte etwas ihre Mißbilligung im höchsten Grade erregt haben, denn mit kreischender Stimme und ziegelrothem Gesicht rief sie:

„Mademoiselle, wie können Sie es wagen, mir dieses Kleid zu bringen! Wie kommen Sie dazu, die Schulterblätter zu wattiren, als ob ich einen Höcker hätte? Und meine Taille ist so dick wie die einer Bäuerin. Ich bin sehr gut gewachsen, sehr schlank.“

„Eben deshalb“, replicirte die Schneiderin, indem sie die Falten über dem allerdings auffallend vortretenden Leib ihrer Clientin glatt strich, „eben deshalb. Schlank trägt man nicht mehr und diese Wattirung an den Schultern gibt jene etwas vorwärts geneigte, mädchenhaft schüchterne Haltung, welche jetzt so sehr beliebt ist. Sie werden selbst begreifen, daß dadurch die untere Hälfte des Körpers zu sehr zurücktreten würde, und dem wird durch diese Wattirung à la mère abgeholfen. Ich sage Ihnen, gerade Ihre Figur ist

für diesen Schnitt wie geschaffen. Der Schnitt ist noch nicht acht Tage alt, wir konnten bis jetzt noch wenigen der Bestellungen darauf genügen. Ich sage Ihnen, Ihr Anzug ist ein Muster seiner Gattung. Sie sind gewiß eine der ersten Damen, welche schon das neue Muster tragen. Für Jedermann hätten wir es auch nicht so rasch gemacht. Aber wir wissen, daß Sie uns Ehre machen und unser Geschäft würdig repräsentiren. Sie müssen dieses Kleid zuerst ins Casino d'Or anziehen. Sie werden sehen, keine einzige Dame dort hat schon den neuen Schnitt."

Miß Pinkerton blickte unschlüssig in den Spiegel. Sie sah abscheulich aus. Ihre Gestalt hatte bis jetzt wenigstens den Vorzug gehabt, daß sie groß und gerade war. Geschmückt mit dieser neuesten Errungenschaft der tyrannischen Mode, mit dem hohen Rücken, dem vorgedrückten Leib und dem nach unten sich verengenden Rock, hatte sie einige Aehnlichkeit mit einer riesigen, auf den Schwanz gestellten grünen Raupe. Was nun Miß Pinkerton vor vielen andern Dingen abging, war Schönheitssinn. Ihr Mangel an Takt wurde nur noch überboten durch ihre Geschmack- und Urtheilslosigkeit in Dingen der Toilette. So kam es, daß ihr, je länger sie in den Spiegel schaute, der neue Anzug immer weniger abschreckend vorkam; sie setzte prüfend

bald einen, bald den andern ihrer großen platten Füße unter dem engen Rock, der ihre Waden umspannte, vor, und nach Verlauf von einigen Minuten fand sie, daß sie in diesem Anzug in der That jenes schüchterne, mädchenhafte Air besitze, von dem die Schneiderin eben gesprochen. Mylord liebte das Mädchenhafte, Hingebende — sie wollte ihn bezaubern in dem neuen Anzug.

„Wie viel soll das Kleid kosten?"

Die Schneiderin reichte verbindlich die Rechnung. Miß Elisa riß die runden Aeuglein weit auf.

„Fünfhundert Francs! Aber das ist unverschämt, Sie sind verrückt, ich werde das nicht bezahlen."

„Wenn Sie sich überzeugt haben, daß wir Sie vor unserer ganzen übrigen Kundschaft bedient haben, werden Sie sicher sogar noch ein kleines Geschenk für Ihre ergebenste Dienerin beilegen. Im Casino d'Or —"

„Casino d'Or — wuas wuollen Sie immer mit Casino d'Or?" fragte Miß Elisa, die zu ihren übrigen Qualitäten auch noch geizig war, grob. „Ich kenne nicht Casino d'Or, bin nie gewesen im Casino d'Or."

Die Kleidermacherin lächelte ungläubig.

„Ich weiß, die Damen sprechen nicht gern davon, aber gegen mich ist eine solche Verschwiegenheit nicht am Platze. Wer sollte denn im Casino d'Or sein, wenn nicht die elegantesten Damen."

„Aber wuo ist das Casino d'Or?" rief Miß Pinkerton ungeduldig.

Die Schneiderin lächelte ungläubig.

„Sie scherzen, Sie wissen besser als ich Nummer zwei in der Rue Vivienne. Ich hätte es gern einmal gesehen, es soll ein wahres Wunder sein, aber unsereins hat natürlich keinen Zutritt. Wenn ich so schön wäre wie Mylady —"

Die Miß verschluckte das Compliment ungefähr so, wie eine Gans ein zu dickes Erbsenkorn hinunterwürgt. Die Schneiderin hatte ihr plötzlich eine weite und lachende Aussicht eröffnet. „Mylady" hatte sie gesagt. Miß Pinkerton hatte noch nie hieran gedacht, ihre Gedanken hatten sich noch immer um das Vermächtniß gedreht, das ihr durch den lächerlichen Ausgang jenes Duells entgangen war; sie beschloß, daß Mylord sie heirathen müsse.

In dieses geheimnißvolle Casino d'Or, das nicht zu kennen sie sich vor ihrer Nähterin schämen mußte, hatten wahrscheinlich nur verheirathete Damen Zutritt. Sie wollte auch ins Casino d'Or, noch heute.

Stolz zog sie ihre Börse — eine Mylady durfte nicht knauserig sein — und bezahlte die fünfhundert Francs, der Schneiderin schenkte sie großmüthig fünf Livres. Dann rauschte sie in der Toilette à la

mère mädchenhaft schüchtern in die Gemächer Mylords.

Sie traf Mylord im Frühstückszimmer auf dem Schaukelstuhl, eine neue Reitpeitsche, mit der er gespielt, zwischen den Schenkeln und eine riesige englische Zeitung vor dem Gesichte. Dann und wann streckte er aufgeregt eins der beiden mächtigen Beine aus und zog es wieder an sich.

„Mylord!" hauchte Miß Elisa, indem sie mädchenhaft schüchtern näher wankte und sich mit der Sentimentalität eines Circumflexes über den Geliebten beugte.

Der Lord stieß, ohne einen Blick von der Zeitung zu verwenden, ein verwundertes Grunzen aus.

„Oh, oh, das ist sehr unglaublich! Diese Deutschen müssen haben verloren den Verstand. Das will machen Krieg, ohne zu fragen England? Oh, das ist sehr sonderbar."

Vergeblich bemühte sich Miß Pinkerton, die Aufmerksamkeit des Lords auf sich und ihre Toilette zu ziehen. Lord Watkins fand die Dinge, die er in der Zeitung las, zu sonderbar, als daß er Zeit gehabt hätte, sich um etwas Anderes zu kümmern. Nach seiner Ansicht gab es nach den Engländern nur eine Nation, die der Beachtung werth war, die Franzosen. Es bestand zwar ein lächerlich großer Unterschied zwischen

beiden Völkern, die Franzosen waren nicht viel mehr werth, als sich über sie lustig zu machen, aber sie lieferten doch die besten Köche, machten ganz anständige Kleider, ihr Paris war eine ganz angenehme Stadt und endlich waren sie mit den Engländern in die Krim marschirt und in der Nähe gewesen, als diese den Redan gestürmt und bei Inkerman die Hälfte ihrer Reiterei verloren hatten.

Die Deutschen dagegen, welche gar keine Köche besitzen sollten, deren Kleider die am schlechtesten gemachten in Europa waren, hatten bis jetzt in Lord Watkins politischem Calcul nie mitgezählt. Sie waren allerdings einmal gleich den Russen von dem Schimmer Wellington'schen Ruhms angestrahlt worden, man hatte sich aber schon lange nicht mehr mit ihnen beschäftigt, sie waren in letzter Zeit dem Lord nur als gewandte Kellner gegenüber getreten, die allerdings ihren Dienst besser verrichteten als andere, aber als Parias der Gesellschaft eben nicht in Betracht kamen. Auch der Banquier des Lords, dem dieser seine Zufriedenheit nicht versagen konnte, führte einen deutschen Namen; da er aber fast ebenso gut englisch sprach wie Mylord selber — andere Leute hätten vielleicht gefunden, besser — so konnt er doch nur ein Engländer sein. Auch von dem Krieg in Deutschland und von den Umwälzungen, die auf

dem Continente in letzter Zeit vor sich gegangen waren, hatte Mylord gehört und gelesen, aber er hatte sich wenig darum bekümmert, daß einige kleine Völker auf dem Festlande sich gegenseitig todtschlugen. Daß die tausend Erfordernisse des täglichen Lebens, welche durch seine Hand gingen, nicht von den Händen deutscher Arbeiter herrührten, wußte Mylord schon deshalb sehr genau, weil alle diese Dinge mit französischer Etikette und zu französischen Preisen verkauft wurden.

„Das ist sehr sonderbar!“ wiederholte Mylord, als er von der Scene in Ems und der Abweisung Benedetti's las, und als ihm die englischen Correspondenzen jeden Zweifel benahmen, daß der kleine König von Preußen in seiner Haltung gegenüber Frankreich jedenfalls von England nicht bestärkt worden war.

Miß Pinkerton, welche außerenglischer Weltgeschichte gegenüber sogar noch einen beschränktern Standpunkt einnahm als Mylord, indem sie sich gewöhnlich nur um Londoner Stadtklatsch bekümmerte, Miß Pinkerton fand es sehr beunruhigend, ihren Freund durch Zeitungsnachrichten also zerstreut zu finden, und hielt es daher für angemessen, eine Stellung schmerzlicher Zurückhaltung anzunehmen, woran sie die Wattirung der Schulterblätter des neuen Kleides jedoch wesentlich hinderte.

Ein tiefer Seufzer, der einem Tauben vernehmbar gewesen wäre, veranlaßte endlich den Lord emporzublicken.

Er legte die Hand auf einen Fauteuil ihm zur Seite.

„Ah, Miß Elisa, setzen Sie sich hierher, ich will Ihnen vorlesen eine sehr große Neuigkeit, welche ist sehr interesting für jeden Engländer.“

Miß Elisa blieb stehen und hatte endlich durch entsprechende Anstrengungen vermocht, ein Geräusch hervorzubringen, welches ähnlich klang wie Schluchzen.

Der Lord stand gerührt auf und reichte ihr die Hand.

„O, Sie müssen nicht weinen, Miß Elisa. England wird sich nicht gefallen lassen diese Beleidigung; wenn Frankreich geschlagen hat diese frechen Deutschen, wird auch England Rechenschaft fordern, well!“

Die Miß schluchzte noch ergreifender.

„O es ist entsetzlich, Mylord, was ich oft leide; verzeihen Sie mir, aber ich habe es lange genug stumm ertragen, es bricht mir das Herz.“

„O, o!“ stöhnte Mylord, welcher nie wußte, was er bei heftigen Gefühlsäußerungen Anderer für ein Gesicht machen sollte, und streichelte Miß Elisa's magere Wangen. „O! ich habe gar nicht gewußt, daß Sie sich so sehr interessiren für Politik.“

Miß Elisa hörte vor Ueberraschung auf zu stöhnen.

„Für Politik? O nein, Mylord, ich kümmere mich um nichts als um meine Liebe und meine Leiden. O, ich bin sehr unglücklich, Mylord!“

„Unglücklich? Haben Sie gesehen einen hübschen Schmuck, der Ihnen gefällt? Haben Sie Schulden? Hier ist der Schlüssel zu meiner Kasse.“

Miß Elisa schüttelte melancholisch das Haupt, daß die langen Locken wie Perpendikel hin und her schwankten.

„Ich danke. Mylord geben mir mehr, als ich bedarf; ich bin eine gute Wirthschafterin, wie Sie wissen.“

„Aber was wuollen Sie dann?“

„Mylord, ich leide entsetzlich, keinen Augenblick habe ich Ruhe vor dem Gedanken, daß ich Sie langweilen, daß Sie mich verlassen könnten.“

„Aber Sie langweilen mich nicht, Sie sorgen immer für Zerstreuung.“

„Das sagen Sie heute, morgen gefällt Ihnen eine Andere.“

Mylord suchte nun seinerseits ein beleidigtes Gesicht zu machen, fühlte sich in seinem Gewissen aber keineswegs ganz ruhig.

„O, o, Sie gefallen mir immer.“

„Alle Welt verachtet mich.“

„Wer ist alle Welt, die Sie verachtet? Ich gebe Ohrfeigen aller Welt.“

Miß Elisa lächelte wehmüthig.

„O Mylord, mit Gewalt bringen Sie nicht die gesunde Vernunft der Leute zum Schweigen, welche ihnen sagt: Wenn er sie liebte, würde er sie nicht in der schmachvollen Stellung lassen, in der sie sich befindet.“

„Schmachvolle Stellung?“

„O ja, erinnern Sie sich an jenes junge Mädchen, Mylord.“

Mylord erröthete und schwieg.

„Die Leute sagen sich richtig, wenn ich etwas Anderes wäre als Ihr Zeitvertreib, Mylord, würden Sie mich der Mißachtung der Welt nicht länger aussetzen, sondern —“

„Sondern?“

„Mich zu Ihrer Frau machen, Mylord.“

Durch die Energie, mit der Mylord Mund und Augen öffnete, verlängerte sich sein Antlitz mindestens um zwei Zoll. Daran hatte er in der That noch nicht gedacht. Unter den Watkins herrschte eine merkwürdige Familienähnlichkeit. Die männlichen Mitglieder der Familie waren alle sommersprossig und rothhaarig, bis sie grau wurden. Die Frauen trugen alle die Schmacht-

locken auf der rechten Seite und klagten übereinstimmend über kalte Füße, weshalb sie sich sämmtlich durch die solidesten Gummischuhe in England auszeichneten. Vor Lord Watkin's Geist zogen diese honorabeln Anverwandten alle vorüber in diesem Augenblick, er sah die Spitzen der rothen Cotelettbärte gekräuselt vor Zorn, die wasserblauen Augen stierten ihn entsetzt an, die Schmachtlocken hingen wie nasse Hanfstricke über die Schultern der Damen und ihre großen Gummischuhe wateten in einem Meer von Thränen.

„O, o", stieß der Lord mühsam hervor, „ich liebe Sie sehr, Miß Elisa, auf Ehre, ich liebe Sie sehr. Ich will Ihnen geben jährlich tausend Pfund mehr für Ihre Toilette, aber daß Sie werden Lady Watkins, das geht nicht."

Miß Elisa wechselte die Farbe und trat stolz einen Schritt zurück.

„Ich hatte Recht, Sir, Sie schämen sich meiner."

„Oh no!" rief Mylord, „aber ich habe Rücksichten zu nehmen; die Anschauungen meiner Familie —"

Miß Elisa hörte es an dem Tone ihres Geliebten, daß dies einer der wenigen Punkte sei, worin er fest war. Sie hielt es daher an der Zeit, einzulenken, und sagte bitter lächelnd:

„Sie haben in Paris keine Verwandten, Sir, und

würden sich auch hier schämen, mich in anständige Gesellschaft zu führen."

„Ueberallhin, wohin Sie wollen."

„Würden Sie mich in das Casino d'Or mitnehmen?"

Das Gesicht Mylords bewies, daß er den Ort nicht kannte.

„Oh yes, überall, wohin Sie wünschen!" rief Mylord froh, so leichten Kaufes loszukommen.

„Aber im Casino d'Or verkehren nur die feinste Welt und verheirathete Frauen."

„O", rief Mylord, sich in die Brust werfend, „meine Geliebte ist ebenso viel wie eine französische Herzogin — wir werden gehen in das Casino d'Or."

„Heute noch?"

„Wann Sie wollen. Wo ist das Casino d'Or?"

„Rue Vivienne Nummer zwei."

„Well, wir werden heute Abend fahren Rue Vivienne Nummer zwei."

„Aber ich glaube, man muß in das Casino d'Or eingeführt sein."

„Lord Watkins hat nicht nöthig, sich irgendwo einführen zu lassen. Wir werden fahren."

Und sie fuhren. Die Miß sprach nicht mehr von der Heirath, aber sie war weit entfernt davon, die

Idee aufzugeben; wenn der Lord nicht anders mürbe zu machen war, so that vielleicht ein Skandal die erwünschte Wirkung.

Der Wagen hielt an der Ecke der Rue Vivienne und des Boulevard Montmartre. Der Lord hob Miß Pinkerton aus dem Wagen und verschwand mit ihr in dem Thorgang von Nummer zwei.

Die Treppen waren nicht mehr erleuchtet als die der meisten Privathäuser dieses Viertels, die Teppiche jedoch, mit denen sie belegt, so weich und dicht, daß jeder Schritt unhörbar wurde.

Eine angelehnte Doppelthür führte in eine geräumige Garderobe, welche mit den elegantesten Ballentrées, Capuchons, Ueberröcken und andern Kleidungsstücken angefüllt war. Ein Diener, dessen Livree von Goldborten strotzte, trat vor und war den Eintretenden beim Auskleiden behülflich.

Den Lord hätte sein Versprechen schier gereut und er brauchte sehr lange, um seine Handschuhe zuzuknöpfen. Auch die Miß zögerte etwas vor dem Spiegel, wo sie die letzte Hand an ihre Toilette legte.

Der Diener öffnete zwei gewaltige Flügelthüren und das Paar trat ein.

Es war ein prächtiger Raum, in den sie gelangten; spiegelglatt warf das Parquet des Fußbodens den

Glanz der gewaltigen Lustres zurück, welche von der Decke herabhingen. Letztere war bekleidet mit weißer und vergoldeter Stukkaturarbeit, und riesige Platten von rothem Marmor reichten, von goldenen Säulen unterbrochen, bis zu den rothsammtenen Bänken, welche rings an den Wänden auf goldenen Füßen ruhten.

In der Mitte dieses Saales standen zwei Damen, die eine in weißem Atlas, die andere in einer rothen Wolke von Flor und Spitzen; sie waren beide von blendender Schönheit, die eine eine schlanke hohe Blondine, die andere mit schwarzem Haar und glühenden Augen wohl eine Südländerin.

Der Lord blieb mit offenem Munde stehen, die Miß zog ihn vorüber. Für verheirathete Frauen kamen ihr die beiden Damen fast zu hübsch vor.

Ein unsichtbares Orchester begann in vollen rauschenden Tönen eine Offenbach'sche Quadrille. An den Thüren zu beiden Seiten zeigten sich einige weitere glänzende Damentoiletten und ein paar aristokratische Gesichter auf tadellosen Cols schauten über volle und üppige Schultern. Einige der Damen wendeten sich mit neckischen Mienen um, die Herren schienen eine heitere, aber ablehnende Antwort zu geben. Man liebte in diesen Räumen

das anstrengende Vergnügen des Tanzes nicht, wie es schien.

Auch die beiden Damen in der Mitte des Marmorsaals plauderten weiter und schienen während der ganzen ersten Figur die Offenbach'sche Quadrille nicht zu hören.

„Machen wir einen Spaziergang!" sagte die Blonde zur Schwarzen und die beiden Arme schoben sich in einander; der eine war blendend weiß wie Alabaster und der andere lag darauf, an Farbe gleich einer kaum erblühten indischen Rose.

„Also Arthur will sich verheirathen", begann die Blonde wieder und ein übermüthiges Lächeln krümmte ihre schmalen Lippen. „Das ist vielleicht die letzte, aber auch die größte seiner Thorheiten. Und was fängst Du nun an, arme Wittwe?"

„Ich, ich suche mich zu zerstreuen — ich liebte Arthur aufrichtig."

„So!" entgegnete die Blonde mit einem unverkennbaren Ausdruck von Spott. „Was Du vorhin in der Nische so angelegentlich mit Hector von Treville verhandeltest, war wohl Deine aufrichtige Liebe zu Arthur? Du lachtest vor Verzweiflung."

„Aber, Madelon, Du tröstest Dich ja auch darüber, daß Dein Senator nun schon zwei Mo-

nate den glutäugigen Damen Madrids den Hof macht."

Die Blonde sah der Schwarzen überrascht ins Gesicht.

„Aber, meine liebe Kleine, ich habe auch nie behauptet, daß ich ihn liebe."

„Auch ihm gegenüber nicht?"

„Nein doch."

„Und er ist damit zufrieden?"

Madelon zog die schönen Schultern etwas in die Höhe.

„Im Ganzen, ja, denn er sieht ein, daß ich Recht habe. Manchmal im Anfang unserer Bekanntschaft hatte er einige lyrische Anwandlungen und ich sollte ihm alles Mögliche schwören, so zum Beispiel, daß ich nie einen Andern liebe, daß ich sterbe, wenn ihn der Schlag treffe, wozu er einige Anlage hatte; ich lachte ihn natürlich aus und später hatte er dergleichen drollige Einfälle nur noch, wenn er zu viel Chablis getrunken hatte. Er trinkt Chablis sehr gern."

Die erste Figur der Quadrille war aus. Die Musik, wie ärgerlich darüber, so wenig Wirkung auf die Anwesenden auszuüben, begann mit erneuter Energie die folgenden Takte.

„Armer Senator!" seufzte die Schwarze ironisch

und unwillkürlich machte ihr Oberkörper dem Takte der Melodie folgend eine kecke Bewegung nach rückwärts, ihre Augen leuchteten und ihre Zähne blitzten.

„Glücklicher Hector!" seufzte die blonde Madelon, indem sie sentimental den zarten Kopf zur Seite neigte und mit dem unsichtbaren Fuß die gigantische Schleppe zurückwarf. Dann legte sie mit einem bacchantischen Lachen den Kopf zurück, daß die blonden Haare in langen Wellen über ihren Rücken flossen und über der herrlich geformten Brust die Nähte des Kleides zu platzen drohten, eine zierliche Fußspitze wurde sichtbar und es begann nun ein Pas des deux, wie ihn das Publikum so schön und schrankenlos wohl nie von den beiden Ballatricen gesehen.

Die Zuschauer unter der Thür waren bewundernd näher getreten und auch der Lord stand mit offenem Munde und glotzenden Augen unter ihnen. Vergeblich zog Miß Pinkerton an seinem Aermel, vergeblich flüsterte sie ihm zu, er hörte und fühlte nichts. Endlich war die Quadrille zu Ende. Mit einem „En avant!" voll Glut und Leidenschaft waren die beiden Tänzerinnen auf einander zugerast, mit dem letzten Takte hatte sich Madelon so rasch und geschickt niedergelassen, daß ihr Kleid sich rings um sie ausbreitete wie die Blätter einer ungeheuren Blume, und in Wirbelwinds=

eile sich drehend, sauste die kleine Schwarze um den lebenden Mittelpunkt des Kreises. Noch einen Augenblick und sie saß in süßer Ermattung hingegossen auf dem Schooß der Freundin, daß sich die Falten ihrer beiden Kleider wollüstig vermischten.

Ein lautes allgemeines „Ah!" ein leiseres „Brava!" wurde hörbar, lachend sprangen die muntern Kinder des Ballets wieder auf die unruhigen Beine.

„Das war sehr schön!" sagte der Lord im Tone der tiefsten Ueberzeugung und stieß einen gewaltigen Seufzer aus.

„Es war schamlos, widerwärtig!" zischte Miß Elisa, indem sie den widerstrebenden Lord wegzog. „Die beiden Frauen waren ganz unanständig decoletirt!"

„Oh no", replicirte der Lord eifrig. „Ich finde, daß, wenn man hat einen so schönen Nacken und so gut tanzt, ist man es nie genug."

Trotz aller Wattirung verlor Miß Pinkerton den Rest ihrer mädchenhaft schüchternen Haltung.

„Ich bin nicht Ihre Gattin, Mylord", sagte sie im Tone tiefster sittlicher Entrüstung, „aber ich würde eher sterben, als mich so aufführen, und das sind die Frauen der ersten Cavaliere!"

„Frauen der ersten Cavaliere? Oh no, Miß, das sind zwei Tänzerinnen von der Opéra comique, ich

habe sie sehr oft gesehen — sie sind sehr schön in Tricots — Mademoiselle Madelon hat das hübscheste Bein in Paris, oh yes."

Miß Pinkerton wurde blau vor Ueberraschung. Das Wort Tricot, das sie erschreckt nachstammeln wollte, blieb ihr in der Kehle stecken.

„Tänzerinnen? Fi donc! Und Sie sagten mir, Mylord, im Casino d'Or verkehrten nur die Damen der höchsten Aristokratie?"

Unter dem „O", welches Mylord ausstieß, beschrieben seine Lippen eine fast kreisrunde Oeffnung.

„O, Miß Elisa, Sie scheinen nicht mehr zu besitzen Ihre vollständige Vernunft — Sie haben verlangt, Sie zu führen nach Casino d'Or. Ich danke Ihnen. Es ist sehr hübsch hier, sehr unterhaltend, very fine."

Die Farbe der Miß wechselte ins Grüne — in der That, sie hatte den Lord hierher gebracht. Die Schneiderin, die sie Mylady betitelt hatte, war an Allem schuld. Sorgfältig hatte sie bis jetzt Mylord selbst vom Theater fern gehalten, damit im Dunstkreis ihrer Liebe jeder Wunsch, der darüber hinausreichte, allmälig ersterbe. Und diese abscheuliche Schneiderin vernichtete mit einem Schlag das Werk von Jahren.

Der Saal füllte sich immer mehr und Paris schien seinen ganzen Reichthum an schönen Frauen hierher geschickt

zu haben. Sie gingen mit einander plaudernd oder am Arm ihrer Cavaliere über das glänzende Parquet. Die Augen Mylords wurden immer größer und seine Gesichtsfarbe immer dunkler.

Da erinnerte sich Miß Pinkerton zur rechten Zeit, daß sie die einzige Dame war, welche das neue Kleidermuster trug. Mochten andere weißere Nacken und glänzendere Augen haben, die gewölbten mädchenhaft schüchternen Schulterblätter und die Wattirung à la mère hatte sie allein.

Mit einer Art grimmen Behagens erfüllte sie der Gedanke, den Kampf mit diesen blendenden Gestalten aufzunehmen und sie zu besiegen durch ihren Geschmack.

Sie drückte ihre spitzen Ellbogen fester auf Mylords Arm.

„Sehen Sie mich an, Mylord."

Der Lord that, wie ihm geheißen. Der Ausdruck seines Gesichts war bei dieser Gelegenheit nichts weniger als geistreich.

„Finden Sie mich nicht verändert?" fuhr Miß Pinkerton fort, da ihr die Langsamkeit nicht unbekannt war, mit welcher das Gehirn Seiner Lordschaft arbeitete, und sie ihm etwas auf die Spur ihrer neuen Reize helfen wollte.

Mylord ließ den Blick unstät an der Gestalt seiner Geliebten hinabgleiten.

„O!“ sagte Mylord mit blödem Lächeln, dann stockte er wieder.

„Nun, was sehen Sie?“ fragte Miß Elisa freundlich.

„O“, wiederholte der Lord, „ich sehe, daß Sie haben heute sehr viel gegessen.“

Mylord erschrak vor dem Blick des tödtlichsten Hasses, der ihm aus den Augen seiner Geliebten entgegenblitzte. Schweigend nahm Miß Pinkerton wieder seinen Arm und ließ sich führen, wohin er wollte.

Es war in der That eine seltsame Gesellschaft, welche sie durchschritten. Neben meist sehr schönen, immer aber auffallenden und interessanten Weibern tauchte jeden Augenblick ein Kopf auf, der die Aufmerksamkeit Mylords schon ein andermal auf sich gezogen hatte. Dort jener hübsche blasse Mensch von höchstens fünfundzwanzig Jahren mit dem dunklen glühenden Auge und dem seltsamen verächtlichen Zug um die frühverblaßten Lippen, dessen langsam gesprochenen Worten eben zwei wunderhübsche Kinder von kaum sechzehn Jahren lauschen, ist eine in Paris ganz bekannte Persönlichkeit, der Marquis von Denterre, der schon mit zwanzig Jahren die Genüsse eines ganzen Lebens durchgekostet und nach dem Tode seiner jungen Frau und

seines Kindes den Schwur gethan hat, sich binnen zehn Jahren todtzuleben und von seinem ungeheuren Reichthum seinen Verwandten keinen Heller zu hinterlassen. Er hat noch fünf Jahre Zeit zur Erfüllung seiner lobenswerthen Aufgabe aber wie er so die etwas zitternde Hand erhebt, um einen Diamant vom Finger zu streichen, den eine der kleinen Damen, die vor ihm stehen, sich gewünscht hatte, und ein leises trockenes Hüsteln den eleganten Körper erschüttert, fühlt man, er wird mit seinem Leben und seinem Gelde noch früher fertig.

Neben dem jovialen Antlitz des Abgeordneten, das auf der Rednerbühne des gesetzgebenden Körpers in strafendem Zorn erglühte, wenn er die Gründe der steten Abnahme der Bevölkerungszahl seines geliebten Vaterlandes nachwies, fällt aus dickem, blassem Gesicht der Blick des Börsenbeherrschers auf ein paar herrliche Schultern, so ungefähr wie auf ein zweifelhaftes Papier, das sich mit großer Reclame einführt.

Ein brennender Blick aus den Augen, die zu jenen Schultern gehören, und das Papier wird cotirt.

Jenem merkwürdigen Adlerprofil auf der hohen weißen Cravatte begegnet man an den Schaufenstern aller Musikalienhändler; es ist ein berühmter Componist, der hier die Anregung zu seinen genialsten und aus=

gelassensten Melodien findet. Jedes Alter, jeder Stand ist hier vertreten.

Mylord, wie er sich ziemlich rücksichtslos durch die Menge Bahn bricht, während die Miß an seinem Arm sich die Gesichter der Leute auf zwei Zoll Entfernung ziemlich rücksichtslos betrachtet, erregt einiges Aufsehen. Leise fragt einer den andern. Ein leichtes Achselzucken ist die Antwort. Man wendet sich an eine hübsche, aber nicht mehr ganz junge Dame. Man sagt ihr vielleicht, sie kenne die Skandalchronik von ganz Paris, sie müsse auch diese beiden seltsamen Vögel kennen. Madame betrachtet sich das eigenthümliche Paar sehr lange, aber vergeblich, dann, um mit ihrem Witz zugleich ihre Kenntniß der französischen Literatur zu beweisen, antwortet sie mit tiefem Ernste:

„Monsieur le roi et Madame la reine d' Yvetot."

Ein Lächeln — man ist discret in diesen Räumen, man lacht nicht laut — ein Lächeln pflanzt sich von Gesicht zu Gesicht fort. Aber es ist ein Lächeln, das tödtet. Ein Schimmer davon hat Miß Pinkerton gestreift und sie erbebt bis tief ins Herz und blickt verächtlich auf den Lord. Es war unzweifelhaft er, der diese Heiterkeit hervorrief, mit seinem braunen Frack, seinen meergrünen Beinkleidern, der weißen Weste und den rostgelben Handschuhen. Miß Pinkerton fand, daß

der Lord wirklich entsetzlich aussah, wie er auf den ungeheuren Lackschuhen durch den Saal segelte. Das Lächeln ringsumher war auch ein Lächeln des Bedauerns für sie, die schöne Ausländerin, an der jeder Zoll Geist und Geschmack sprühte, es war Bedauern, daß sie am Arm eines solchen Ungeheuers hing. Miß Pinkerton war nicht undankbar für den Ausdruck von wohlwollendem Bedauern, dem sie auf allen Gesichtern begegnete, sie nickte mit dem Kopfe, daß sie denselben verstanden habe, und lächelte ebenfalls.

Der Lord bog in die Thür links ein und die Miß konnte daher die Zeichen von Sympathie nicht mehr wahrnehmen, welche ihre ausdrucksvolle Mimik unter den Zunächststehenden hervorrief.

Links vom Tanzsaal lagen die Spielsäle. In ganz Paris wurde auf das Hazardspiel gefahndet und unter dem Deckmantel der Moralität schlug die Polizei mit roher Faust Thüren ein, wo infolge des dringendsten politischen Verdachtes ein kaiserlicher Commissar nie anzuklopfen wagte. Im Casino d'Or dagegen hatten Rouge et noir, Trente et quarante, Lansquenet und wie sie alle heißen, jene kabbalistischen Formeln des Zufalls, eine niemals angetastete Freistatt. Bei offenen Thüren, auf einem Roulettetisch von solidester Bauart, konnte man hier

ungehindert von den Protectoren des Gemeinwohls die Bedingungen seiner Existenz, wie sie durch die Ueberfeinerung der Gesellschaft herausgebildet worden war, auf einer Nadelspitze balanciren.

Am Schwanz des Ringes angekommen, der den circulus vitiosus dieser Gesellschaft bildete, über den sie nicht mehr hinaussah, drückte die buntbemalte Närrenschelle einer grotesken Kartenfigur Manchem die Pistole in die Hand, an der ein leidlich kluges Gehirn zerplatzte; man zischelte davon im Casino d'Or, dann schwieg man davon — aus Takt — und spielte weiter. Einige Oppositionsblätter machten anstößige Bemerkungen, sie wurden confiscirt und ihre Redacteure kamen vor die sechste Abtheilung, welche für das freie Wort dasselbe war, was der mediceische Thurm im Louvre einst für junge Fremde.

Die Spielsäle befanden sich in einem eigenthümlichen, aber sehr zweckmäßigen Halbdunkel. Die Lampen reichten herab bis einige Fuß über den Spieltischen und ihr Licht war noch überdies durch grüne Schirme auf den Raum beschränkt, wo der blinde Gott sich mit grauser Neckerei da zwischen zwei Kartenblättern verbarg, dort auf einer winzigen Kugel von einer Nummer zur andern rollte, von einem zerstörten Schicksal zum andern.

Nur die Gesichter der den Kampfplatz zunächst Umgebenden waren geisterhaft beleuchtet, sodaß man jede Zuckung der zum Zerreißen angespannten Nerven verfolgen konnte, dann verlor sich die Zuschauermenge immer mehr ins Dunkel, dessen hintersten Raum auf den sammtenen Ruhesophas und Bänken einige Paare einnahmen, welche dem Licht entflohen waren und hier, wo die Augen aller nur auf das beleuchtete grüne Tuch und auf das in der Mitte sich drehende Rad gerichtet waren, sich am geborgensten fühlten.

Man hörte nichts als die eintönigen Rufe des Banquiers: „Faites votre jeu! — Le jeu est fait! — Rien ne va plus!", die Rechen der Croupiers, welche die Verluste einzogen, und das helle Klingen der Goldmünzen, wenn sie in hohem Bogen mit einer nie fehlenden Präcision dem Gewinner zuflogen.

Sonst war Alles still. Was sich auf den sammtenen Bänken küßte, that es stumm. Manchmal streckte sich eine ringgeschmückte Hand mit einer feinen Manschette oder ein nackter Arm über die Köpfe derer, die zuerst gekommen waren, und erschien einen Augenblick, während er einen Napoleon oder eine Rolle Gold auf eine der seltsamen Figuren oder Zahlen legte, hell beleuchtet. Die Spieler am Tisch sahen nicht, welche Reize, die

Damen nicht, welche Brillanten da wenige Linien von ihnen vorüberhuschten, und rasch waren Arme und Brillanten wieder verschwunden, und nur hier und da leuchtete ein rasches Blitzen, ein beunruhigender weißer Schimmer aus der Dunkelheit.

Unverwandt war die Aufmerksamkeit der um den grünen Tisch Sitzenden dem Spiele zugewandt. Nur Léonie Lebrun, welche mit der ihr eigenthümlichen fatalistischen Denkart nun schon drei Abende Napoleon um Napoleon, Rolle um Rolle auf Douze premiers setzte, ohne daß sie nur ein einziges Mal kamen, verlor mit dem Gelde nicht zugleich die Laune. Mit einer unnachahmlichen Bewegung wandte sie sich nach Entretout um, der hinter ihrem Stuhl dem Spiel zuschaute, und sagte verlegen lächelnd wie ein Kind, das den strengen Blick seiner Mutter fürchtet:

„Ich habe Alles verloren, Alfred!“

„Es waren zwanzigtausend Francs, Léonie“, gab Entretout halb scherzend, halb vorwurfsvoll zur Antwort und brachte seine Hände auf beiden Seiten flach gegen die Brust, um zu prüfen, wo er sein Portefeuille stecken habe.

„Ich kann wahrhaftig nichts dafür, Alfred. Kein Mensch konnte annehmen, daß Douze premiers, welche sonst so gut sind, in drei Abenden kein einziges Mal

kommen würden. In den nächsten Umdrehungen müssen sie aber kommen, Alfred — gewiß!"

„Faites votre jeu, Messieurs!" klang die eintönige Stimme des Banquiers herüber.

Léonie Lebrun's graziöser Körper zitterte vor Aufregung.

„Schnell, schnell, Alfred!" sagte sie, indem sie, ohne die Blicke von der Tafel zu verwenden, die Hand nach rückwärts streckte.

Alfred Entretout legte sein banknotengefülltes Portefeuille hinein.

Léonie riß es auf und warf eine Tausendfrancsnote auf den Tisch. Die Banknote war nicht schwer genug und flog nicht weit.

„Douze premiers!" rief Léonie aufgeregt.

Der Croupier brachte die Note an ihre Stelle. „Le jeu est fait."

Das Rad wurde gedreht, die Kugel der Schwingung entgegengeworfen — „Rien ne va plus."

Entretout hörte eine leise Stimme hinter sich: „Herr Graf!"

Er wandte sich um.

Vor ihm stand Untersuchungsrichter Lazire, der seine tiefste Verbeugung machte.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie hier störe, aber

ich wagte es nicht, Ihnen einen Besuch zu machen in einer Angelegenheit von so discreter Natur."

„Ohne Umstände, mein Herr! Womit kann ich dienen?"

„Ich heiße de Lazire und bin Untersuchungsrichter. Ich hatte die Ehre, dem Herrn Grafen vorgestellt zu werden auf dem letzten Tuilerienball."

„Ich erinnere mich sehr genau", antwortete Entretout mit einem leisen Anflug von Ungeduld, denn Léonie hatte wieder verloren und duplirte nun ihre Sätze.

„Ich bin gegenwärtig mit der Untersuchung eines Menschen betraut, der vorgibt Sie zu kennen, Herr Graf — es ist ein notorischer Schwindler."

„Der mich kennt?" fragte der Graf mit kühlem, abweisendem Lächeln. „Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich in der Wahl meiner Gesellschaft immer sehr vorsichtig war."

Herr von Lazire wurde sehr unruhig.

„Ich möchte um Alles in der Welt nicht den Schein einer Zudringlichkeit auf mich laden, am wenigsten Ihnen gegenüber, Herr Graf, nur das lebhafteste Interesse für Sie —"

Der Graf klopfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden — auf Douze premiers stand eine Note von zehntausend Francs.

„Der Angeklagte nennt sich Stanowsky und hat Sie als Entlastungszeugen für seine schmuzigen Händel verlangt. Kennen Sie ihn? Aber auch wenn Sie ihn nicht kennen, werden Sie nach den gesetzlichen Bestimmungen der Zeugenschaft sich schwer entschlagen können."

Graf Entretout's Fuß hielt still und er schaute Herrn von Lazire mit dem Ausdruck unangenehmster Ueberraschung ins Gesicht.

„Stanowsky? Allerdings, ich kann nicht leugnen, ich ließ mich verleiten, sogar eine Einladung anzunehmen, ich kenne ihn, wie ihn tausend Andere kennen, er war sehr schlau, und ein Betrüger, sagen Sie? Das ist fatal. Sie sehen doch selbst ein, daß ich nicht als Zeuge in einem Skandalproceß erscheinen und meine Redeübungen im Petit Journal lesen kann. Das paßt so wenig zu meinen Anschauungen."

„Deshalb eben", erwiderte Lazire mit stolzer Bescheidenheit, „habe ich gewagt, mich dem Herrn Grafen wiederholt in Erinnerung zu bringen. Wenn man Jemand aufrichtig ergeben ist, so ist man manchmal, um ihm zu dienen, gezwungen, sogar eine Unbescheidenheit zu begehen. Die Angelegenheit ist nun schon Monate lang in meinen Händen, seit Monaten sitzt Stanowsky ohne Untersuchung in Mazas, nachdem er mir im ersten Verhör die Alternative gestellt, mehrere der

hervorragendsten Persönlichkeiten in seine widerwärtigen Händel zu mengen. Ich habe bereits eine Mahnung des Tribunals in dieser Angelegenheit bekommen und kann sie nicht länger todtschweigen. Was zur Abwendung des Skandals geschehen kann, muß sogleich geschehen."

Graf Entretout schaute vor sich auf den Boden nieder. Eine Hand hatte er auf die Lehne des Stuhls seiner Geliebten gestützt und ihre Finger bewegten sich unruhig.

„Ja, allerdings", sagte er, „der Skandal darf nicht vor sich gehen. So wenig die Geschichte zu politischer Reclame sich eignet, gäbe sie den Oppositionsblättern erwünschte Gelegenheit zu pikanten Streiflichtern. Das muß vermieden werden. Ich liebe dergleichen nicht. Wenn der Kaiser nur nicht so sehr in Anspruch genommen wäre durch diese spanische Throncandidatur! Ich bin nicht für den Krieg, denn er ist etwas Häßliches, aber er wird sich wohl kaum vermeiden lassen. Hm! Hm!"

„Ich glaube, ein Brief des Grafen Entretout an den Chef der Criminalabtheilung würde genügen."

„Glauben Sie? Nun ja, den will ich morgen schreiben. Ich werde nicht vergessen hervorzuheben, daß ich bei erster Gelegenheit den Kaiser auf Ihr takt-

volles und zeitgemäßes Benehmen aufmerksam machen werde."

Herr von Lazire verneigte sich tief.

„Was ich that, geschah ohne jede Rücksicht auf persönliche Vortheile."

Graf Entretout lächelte.

„Ich bin davon überzeugt, Herr von Lazire — ein Grund mehr, die Aufmerksamkeit Ihrer Vorgesetzten auf einen so geistreichen und uneigennützigen Beamten zu lenken."

Graf Entretout streckte die Hand aus. Herr von Lazire berührte sie leicht und ehrfurchtsvoll. Dann kehrte Graf Entretout ans obere, Herr von Lazire ans untere Ende des Spieltisches zurück.

Eben hatte der Banquier zur Erneuerung der Sätze aufgefordert. Léonie Lebrun regte sich nicht und sah bleich und mit verlegenem Lächeln auf den Geliebten.

„Denke Dir, Alfred, die Douze premiers sind noch nicht gekommen."

Und die schönen Finger Léonie's spielten mit dem leeren Portefeuille. Léonie war ungemein reizend in ihrer Verlegenheit. Schüchtern wie ein schuldbewußtes Kind erwartete sie ihre Strafpredigt.

Graf Entretout winkte einer ziemlich beleibten Gestalt, die mit glattrasirtem Gesicht, weißer Cravatte

und tadelloser Balltoilette im Hintergrunde stand. Es war der Besitzer des Casino d'Or.

Geräuschlos kam er näher.

„Geben Sie Madame Lebrun hunderttausend Francs."

Ohne Zögern, ohne Erstaunen, ebenso als ob Entretout ihm eine Hundertfrancsnote zum Wechseln gegeben, griff der beleibte Mann im Frack in die Tasche und holte seine Brieftasche heraus. Dann trat er bescheiden an den Roulettètisch und zählte hundert Stück Tausendfrancsnoten auf das grüne Tuch. Léonie's Augen leuchteten und ihre Wangen rötheten sich.

„Faites votre jeu!"

Herr von Lazire war inzwischen am untern Ende des grünen Tisches angekommen. Da saß eine Dame in karmoisinrothem Sammt mit lebhaften Geberden und blitzenden Augen. Es war Jeanne Duterey. Ihre Blicke waren starr auf einen Haufen von Napoleons gerichtet, welche auf impair standen. Ihre Wangen waren bleich und ihre Lippen bebten.

„Faites votre jeu, Messieurs!"

„Es ist eine Thorheit, Jeanne, nochmals stehen zu lassen. Ziehen Sie Ihren Gewinn ein!"

Jeanne schien die Worte des jungen Mannes nicht zu hören. Regungslos starrte sie auf den Haufen Gold.

„Le jeu est fait. Rien ne va plus!“

Das Rad, von einer geschickten Fingerbewegung des Croupiers in Bewegung gesetzt, raste um seine eigene Achse, daß Farben und Nummern verschwanden, die dagegen rollende Kugel gab einen unheimlich klingenden Laut. Das Rad ging langsamer, hörbar fiel die Kugel ein. Das Rad stand.

„Vingt cin — douze derniers — rouge — impair!“ erklang die eintönige Stimme des Banquiers, die Rechen setzten sich in Bewegung, um die Verluste einzuziehen, in hohem Bogen flog ein Regen von Napoleons auf Impair, daß die goldene Pyramide sich immer höher wölbte.

Jeanne Duterey saß einen Moment starr da.

Herr von Lazire flüsterte ihr erregt zu:

„Ziehen Sie ein, Jeanne, und beginnen Sie wieder mit einem Napoleon.“

Jeanne Duterey nickte mechanisch mit dem Kopfe und breitete ein zierliches Taschentuch vor sich auf den grünen Tisch; dahinein kehrte sie mit dem Rechen das Gold. Ihre Augen leuchteten.

Das Tuch knüpfte sie sorgsam zusammen — der gelbe Schimmer des Goldes war sichtbar durch das Gewebe.

„Sie spielen nicht mehr, Jeanne?“ fragte Lazire.

Jeanne stand auf. Sie schüttelte den Kopf.

„Wohin wollen Sie, Jeanne?“ fragte Lazire befremdet.

„Nach Hause.“

„Ich werde den Wagen vorfahren lassen.“

„Zu mir nach Hause,“ sagte Jeanne mit Nachdruck. Dann, als erinnere sie sich an etwas ungern Vergessenes, griff sie in ihr Goldbündel und holte eine Hand voll Goldstücke heraus.

„Zweihundert Francs haben Sie mir geliehen, nicht wahr? Ich danke.“

„Jeanne!“ rief Lazire.

Jeanne hielt die Hand mit dem Golde ausgestreckt.

„Nehmen Sie, mein Herr! Wenn Sie mich besitzen wollten, durften Sie mich nicht gewinnen lassen; blos der Hunger trieb mich auf die Straße — hierher. Alles zu Hause hungert, Reymond, Jean, Louison; Androlet ist lange fertig mit dem, was er hat. Nehmen Sie! Adieu, ich habe Eile.“

„Das ist Deine Liebe, Jeanne?“ fragte Lazire verstört und trat ihr in den Weg.

Jeanne Duterey lachte laut auf und suchte an ihm vorüber zu kommen.

„Wenn man Hunger hat, liebt man Jeden, der

uns füttert, aber nur so lange, bis man satt ist. Weg da — Reymond ist auch hungrig!"

Die Ränder von Lazire's Augenlidern färbten sich röthlich, seine Wangen zeigten rothe runde Flecke.

Seiner nicht mächtig ergriff er Jeanne bei dem Arm, in welchem sie das Bündel trug.

Jeanne wand sich unter dem durch die Wuth gestählten nervösen Griff des Richters und sah hülfesuchend um sich; da erblickte sie Lord Watkins, der, Miß Pinkerton am Arm, auf die seltsame Scene blickte. Jeanne Duterey erkannte den Lord wieder.

„Mylord, beschützen Sie mich."

Trotzdem sich Miß Pinkerton mit der Schwere ihres ganzen Knochenbaus an Mylords linken Arm klammerte, trat dieser vor und faßte mit eisernem Griff das Handgelenk des Richters.

„Wenn Sie nicht loslassen Madame, werd' ich Ihnen geben Faustschlag Nummer fünf zwischen die beiden Augen, wie ich ihn gelernt von William Reeder, wuas hat überwunden alle amerikanische Boxmen."

Ueberrascht ließ Herr von Lazire los. Jeanne Duterey schlüpfte durch die Menge.

„Mein Herr!" zischte Lazire. „Sie sollen mir Rechenschaft geben."

Mylord schüttelte den Kopf.

„Oh no, Sir! Hab' jetzt keine Zeit, habe mich gemeldet zur International-Ambulance-Society, um zu beobachten die Wirkungen der Mitrailleuse auf das Deutsche, was will machen Krieg ohne England."

Das für diese Räume ungewöhnlich laute Sprechen der beiden Herren hatte einen Kreis von Zuhörern herbeigerufen. Auch Graf Entretout näherte sich. Herr von Lazire hielt es daher für gerathen, das Gespräch abzubrechen und unter die Menge zurückzutreten.

Mit einer Verbeugung näherte sich der Wirth dem Lord.

„Darf ich um den Namen des Herrn bitten, der Madame und Monsieur eingeführt hat?"

Der Lord sah den Wirth mit hochmüthigem Erstaunen an.

„O, ich habe nicht nöthig, eingeführt zu werden von Jemand, wenn ich einer Gesellschaft gebe die Ehre, sie zu besuchen. Sie kennen mich nicht? Es ist sehr dumm von Ihnen, nicht zu kennen den Lord Watkins. Ich bin Lord Watkins."

Der Wirth zuckte die Achseln.

„Ich bedaure ungemein, daß die Rücksicht für meine Gäste es mir die Pflicht macht, keine Ausnahme zu gestatten von den Regeln, welche ihre Wünsche mir auferlegt haben."

„Und ich sage Ihnen, daß Sie und Ihre Gäste sind sehr unverschämt. Ich werde bleiben und will sehen den, der mir befiehlt, zu verlassen die Gesellschaft."

Der Wirth zuckte die Achseln, verbeugte sich vor dem Lord und sagte einigen der zunächststehenden Herren einige Worte; diese nickten lächelnd mit dem Kopf, sprachen mit andern, und als sich Lord Watkins umsah, befand er sich allein im Saal. Die Thüren zu den Nebensälen hatten sich geschlossen. Weit und bezeichnend offen stand nur der Ausgang, durch den der Lord und die Miß gekommen waren.

Die noch eben brillante Beleuchtung des Raums brannte immer dunkler nnd drohte ganz zu erlöschen. Wüthend stürzte Mylord nach der Thür des Spielsaals. Sie war verschlossen. Hinter der gegenüberliegenden Thür ertönte Musik und Gelächter.

Die letzten Gasflammen waren erloschen. Mylord und Miß tappten sich zum Ausgang. In der Garderobe sprang der Diener mit den Kleidern herbei. Bereits hatte Mylord ausgeholt, um ihn den Schlag Nummer fünf zwischen die Augen zu geben, die erhobene Hand sank jedoch herab, er zog seine Brieftasche und warf ein Tausendfrancsbillet auf den Tisch.

„Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir haben bezahlt unser Entrée im Casino d'Or."

Drittes Kapitel.

Ein Tag in Mazas.

Vor allen Kerkern der Welt hat das Zellengefängniß Mazas den Ruf, daß noch nie ein Gefangener daraus entflohen sei. Mazas ist in Kreuzform gebaut, sodaß die vier Flügel des Gebäudes in einem gemeinsamen Rondel zusammenlaufen. Jeden dieser Flügel theilt ein gewaltiger Corridor, welcher bis zum Dach des Gebäudes reicht und von oben sein Licht erhält. An den beiden Seiten des Corridors liegen in vier Stockwerken über einander die Zellen der Gefangenen. Jedes Stockwerk ist mit einer Gallerie versehen und eiserne Treppen führen von einer dieser Gallerien zur andern. So wird es möglich, von dem kleinen hölzernen Pavillon aus, der den Mittelpunkt bildet, nöthigenfalls die Thüren von zwölfhundert Zellen im Auge

zu behalten. Jede Gallerie jedoch hat einige Aufseher zu ihrer besondern Ueberwachung. Hier und da öffnet ein Wärter eine der Zellen und die graugekleidete Gestalt eines Gefangenen bewegt sich im Laufschritt nach einem der Ausgänge. Da keiner der Gefangenen den andern zu Gesicht bekommen darf, so muß sich jeder, wenn er die Zelle verläßt, im Laufschritt bewegen. Die dunkelblauen Gestalten einiger Aufseher, welche den Corridor entlang aufgestellt sind, bezeichnen den Weg, den der Gefangene zu nehmen hat. Dieser Weg führt nach einem der fächerartig angelegten Spaziergänge, welche die Humanität unserer Zeit selbst dem von der Gesellschaft Ausgestoßenen gewähren zu müssen glaubt. Diese Spaziergänge, welche natürlicherweise noch sorgfältiger überwacht werden als die Zellen, haben in Mazas etwas unsaglich Trübseliges. Sie liegen in den einspringenden Winkeln des Gebäudes und bestehen aus einem hölzernen zwölfeckigen Pavillon, von dem wie die Speichen eines Rades auslaufende Mauern eine Anzahl keilförmiger Räume abtheilen, deren Thüren in das Erdgeschoß des Pavillons münden und deren Peripherie von einem starken eisernen Gitter gebildet ist. Außerhalb dieses Gitters macht ein Aufseher die Runde, während von der Plattform des Pavillons eine andere Wache sämmtliche Zellen einsehen kann. Dieser Mann auf der

Plattform hätte, wenn er Physiognomiker wäre, hier Gelegenheit zu den ausgiebigsten Studien. Wegen des Gitters, das jedes der Dreiecke abschließt, sind dieselben den Käfigen einer Menagerie nicht unähnlich, und etwas Thierähnliches haben auch die Geberden der meisten Menschen, die darin täglich eine Stunde eingeschlossen sind.

Mit beiden Fäusten hält eine riesige Gestalt in blauer, stellenweise, vorzüglich an den Armen geschwärzter Blouse die Eisenstäbe umfaßt; noch vor wenigen Tagen hatten sich dreimal so starke Eisenschienen unter seinen wuchtigen Hammerschlägen gebogen, da kam einer der Meister der Fabrik, ein Schleicher, der ihn drückte, wo er konnte, und fuhr ihn ohne jeden Grund hart an, ein Streit entstand und der Hammer des Schmieds fiel, statt auf das Eisen, zerschmetternd nieder auf den dummen Schädel des gehässigen Kerls. Man sagte ihm, der Meister sei todt, und schleppte ihn hierher, ohne ihn nur Abschied nehmen zu lassen von Weib und Kind, und jetzt, wo er so dastand an dem Gitter und hinaufschaute an der haushohen Mauer, hinter welcher dicker Qualm in die Luft stieg und eine Locomotive pfiff, da packte es ihn mit wilder Wuth und er rüttelte an den Stäben, daß sie in ihren steinernen Bettungen sich rührten. Und der Wächter ging vorüber und verwies ihm

das mit barscher Stimme, und mit blutunterlaufenen Augen starrte der Schmied den blaugekleideten Knirps an, den ein Faustschlag von ihm zu Boden geschmettert hätte und der hier sein Herr und Wächter war.

Durch die Mauer von dem Schmied getrennt, die Hände tief in den Taschen seiner Pantalons, den Rücken gekrümmt und das schlaue Gesicht weit vorgestreckt, ging mit raschen Schritten Charles Bertholet auf und nieder. Sein Schritt war viel leichter und elastischer als im Depot der Präfectur, denn er hatte die schweren Holzschuhe mit ein paar reglementmäßigen Gefängnißpantoffeln von ungeschwärztem Leder vertauscht, die er, manchmal stehen bleibend, wohlgefällig betrachtete. Dann wieder setzte er seinen hüpfenden Spaziergang fort, indem er manchmal in sich hineinlachte, als ob ihm etwas recht Lustiges eingefallen sei.

Der Mann in der nächsten Abtheilung bewegte sich im Gegensatz zu Charles sehr langsam mit nachdenkend gesenktem Haupte, und wenn er alle fünf Schritte stehen blieb, so geschah es nicht, um sein ziemlich defectes Schuhwerk zu betrachten, sondern um ein paar Worte in das Taschenbuch einzutragen, das er offen in der Hand hielt. Manchmal auch nahm er die weiß beworfenen Wände zu Hülfe, schrieb dort etwas hin, strich es wieder aus, zählte vor sich hin, schüttelte ärgerlich

den Kopf oder nickte zufrieden damit. Es war Mr. Werner, der Dichter zahlloser Kirchenlieder, der selbst hier, unbeirrt durch alle Verfolgungen einer verblendeten Welt, seinem innersten, Berufe treu blieb.

Im nächsten Dreieck schlenderte Stanowsky auf und ab. Er hatte fest auf seine Freilassung gerechnet und sein Transport nach Mazas hatte ihn betäubt wie ein Faustschlag vor die Stirn. Man schob ihn in einen großen fensterlosen Wagen, der viele Aehnlichkeit mit einem Fourgon hatte und mit vier Percherons bespannt war. Der Wagen war in zwei Hälften getheilt durch einen schmalen Corridor, in welchem ein Gefängnißbeamter mit blanker Waffe stand und die verschlossenen Thüren im Auge behielt, hinter welchen jeder der Gefangenen einzeln in einen Raum eingesperrt war, der nur für einen sitzenden Menschen hinreichte. Im schärfsten Trab raste dieses wandelnde Gefängniß mit seiner menschlichen Waare beladen durch die Straßen von Paris, und mit blöder Neugier schaute Stanowsky empor durch das vergitterte Luftloch an der Decke nach den Dachsimsen, welche hier und da sichtbar wurden und aus deren Gestaltung er zu errathen suchte, in welcher Straße sie sich befänden. Dann folgten die Formalitäten bei der Aufnahme in Mazas, er erhielt seine Zelle; nach einigen Wochen hatte er sich das ziem-

lich einfache Gefängnißreglement vollständig zu eigen gemacht.

Man hatte ihm, da er noch nicht verurtheilt war, seine eigenen Kleider gelassen und er trug sie auch jetz noch, dieselben, worin er bei den Töchtern des Hospodars seine letzte Visite gemacht hatte. Die feinen Stoffe sahen jetzt erbärmlicher aus als grobe Gewänder in demselben Grade der Abnutzung. Die dünnen Beinkleider von heller Modefarbe hingen befleckt und faltig über den abgesprungenen Lack der Fußbekleidung. Die Farbe des braunen Ueberziehers, den Stanowsky über dem Hemde vermittelst eines defecten Hosenträgers um die Taille festgeschnürt hatte, war verschossen und scheckig. Rock und Weste hatte der Gefangene längst durch die Vermittelung eines Gefangenwärters verkauft, um sich etwas Geld zu verschaffen, denn die Macht dieses allmächtigen Verkehrsmittels reicht selbst in die Gefängnisse. Von dem Erlös seiner Kleidungsstücke kaufte sich Stanowsky Wein. Wie ein Hohn auf die glatten glänzenden Formen der Gesellschaft nahm sich Stanowsky's Cylinderhut aus, verstäubt und rauh starrten die seidenen Haare nach allen Himmelsrichtungen und stimmten harmonisch zu den starken Bartstoppeln, welche das eingefallene Gesicht des einst so eleganten Mannes bedeckten.

Manchmal blieb Stanowsky stehen, eine rasche Röthe bedeckte sein bleiches Gesicht. Er blickte wild um sich — der Gefangenwärter ging außen am Gitter vorbei, Stanowsky's Haupt senkte sich und seine noch eben stolz emporgestreckte Gestalt sank wieder in die Brust, in einer Stunde war Essenszeit und er hatte Hunger. Wenn man ihn so aufgebracht sah, wurde ihm vielleicht das Essen entzogen; er blickte auch ängstlich aufwärts nach dem Pavillon, wo der zweite Wärter herumging. Dieser befand sich auf der andern Seite und nur der Rand seiner Mütze war sichtbar.

Ein Schauer schüttelte Stanowsky's Körper. Er hatte Frost, trotz des glühenden Julitags. Das Blut wird nicht wärmer in den Gefängnissen.

Da öffnete sich die Thür an der Spitze des Dreiecks.

„Nummer sechs."

Stanowsky erschrak. Nach dem Stand der Sonne wußte er, daß es noch nicht Zeit war, in die Zelle zurückzukehren. Er starrte in das derbe, gutmüthige Gesicht des Gefangenwärters.

„Ist mein Proceß wieder aufgenommen?" fragte er athemlos.

„Ich weiß nichts davon, aber heute ist Sonntag und wegen der Messe und Predigt müssen die Gefangenen früher herein."

„Aber ich bin Protestant.“

„Bei uns gibt's keine Ausnahme. Machen Sie keine Umstände, Nummer sechs, sonst werde ich böse.“

„Sonst werde ich böse“, die Drohung übte ihre Wirkung. Der Gefangenwärter besorgte ihm dann vielleicht keinen Wein mehr und verkürzte ihm bei der Berechnung seiner Arbeit den Erlös. Ja, Stanowsky arbeitete auch, seit das Geld für Rock und Weste in Wein und andern Verbesserungen der Nahrung aufgezehrt war. Er arbeitete, das heißt, er reihte vermittelst einer eisernen Maschine Stecknadeln auf dünnes farbiges Papier. Vielleicht befestigte eine frühere Geliebte Stanowsky's bereits ihren Flitterstaat mit einer der Nadeln, welche Stanowsky hier den Bogen für zwei Centimes aufreihte.

Stanowsky verließ daher sein Spazierdreieck, trat in das Erdgeschoß des Pavillons und bewegte sich dann im Laufschritt durch den schmalen, von hohen Mauern eingefaßten Gang, der nach dem Flügel von Mazas führte, den er bewohnte. Genau in dem Moment, wo der Bewohner der Zelle sieben in derselben verschwand, bog er in den Flügel ein und eine Sekunde darauf schloß sich hinter ihm die Thür von Nummer sechs.

Es war eine leichte hölzerne Thür, welche den etwa sechs Schuh in der Breite, zehn in der Länge

haltenden Raum vom Corridor abschloß. Ein Schieber gestattet das Hereinreichen der Nahrungsmittel, ohne daß man die Thür zu öffnen braucht; ein Guckloch, welches von außen geöffnet werden kann, gestattet den Beamten, den Insassen der Zelle jeden Augenblick zu beobachten. Die Thüren reichen nur bis etwa eine Hand breit über den Boden, um die Reinigung zu erleichtern, und die ganze Einrichtung deutet mehr auf das Princip einer steten Beaufsichtigung der Gefangenen als auf das Bestreben hin, sie durch Mauern und Schlösser möglichst sicher einzuschließen. Die Einrichtung der Zellen ist auf das Nothwendigste beschränkt. Auf einem Bret in der Ecke neben der Thür stehen zusammengerollt Matratze und Decke. An eisernen Klammern, welche in den Wänden angebracht sind, wird des Abends eine Art Hängematte quer über den Raum gespannt in einer Höhe von zwei Fuß über dem Ziegelboden, auf diese Hängematte kommt die Matratze zu liegen, auf welcher der Gefangene der Trübsal des nächsten Tages entgegenschlummert. Ein Stuhl und ein Tisch, über dessen Mitte in der Wand eine Gasröhre angebracht ist, vollenden die Ausrüstung des Zimmers. Ein Fenster, so hoch, daß es der Gefangene nicht erreichen kann, gibt Licht und Luft und Trostsprüche aus Silvio Pellico's „Gefangenschaft", welche

gedruckt an der Wand hängen, sorgen auch für die moralischen Bedürfnisse der Eingeschlossenen.

Von seinem kurzen Spaziergang erschöpft, läßt sich Stanowsky auf den Stuhl nieder.

Ein seltsames Geräusch wird hörbar, zuerst ferner und dann immer näher, es gleicht dem Rasseln von tausend Ketten und dröhnt schauerlich durch den Corridor.

Immer näher kommt's, immer gewaltiger dröhnt's, jetzt ist es an Stanowsky's Thür, sie öffnet sich, der Gefangene stürzt darauf zu, aber sie ist nur so weit offen, daß er hinaussehen kann, der Riegel eines kunstvoll construirten Revolverschlosses sperrt ihm den Weg.

Und er schaut hinaus, zuerst starr und höhnisch, dann wird der Ausdruck seines Gesichts immer sanfter.

Anfangs leise, dann immer schwellender und erhabener dringen die Töne einer Orgel herein in die enge kahle Zelle, der Priester erhebt seinen Gesang, des Ministranten Schelle tönt dazwischen.

Stanowsky kann den Priester sehen in seinen gestickten Gewändern, wie er sich am Altar hin und her bewegt, jetzt erhebt er segnend die Hände, unwillkürlich beugt der Gefangene das Haupt. Er hatte sich nicht viel um religiöse Dinge bekümmert sein Leben lang, aber jetzt ist ihm, als ob er einen Augenblick losgelöst gewesen sei von den Qualen der Erde, zum ersten Mal

hatte er eine leise Ahnung von dem Troste des Gebets. Gleich einem Rottenfeuer fielen die Revolverschlösser wieder ein und sinnend schlich Stanowsky an seinen Stuhl und schaute vor sich nieder.

Er hatte nicht lange Ruhe. Die Maschinerie des gewaltigen Gefängnisses arbeitet ohne Unterbrechung. Schwere Wagen rollten den Corridor entlang. Räder und Flaschenzüge stöhnten, der kleine viereckige Laden an Stanowsky's Zellenthür öffnete sich und eine Blechschüssel, welche seine Mahlzeit enthielt, wurde hereingestellt.

Stanowsky verschlang mit Heißhunger das Bohnengericht, das man ihm gereicht. Dann ging er an die Arbeit. Mit peinlicher Genauigkeit klemmte er das Papier in die eiserne Zange, welche am Tisch befestigt war und steckte dann die Nadeln in die für sie bestimmten Löcher.

Manchmal stand er auf von seiner Arbeit und machte ein paar heftige Schritte durch den engen Raum, dann setzte er sich wieder; mit tagelanger angestrengter Arbeit vermochte er kaum sich seinen Bedarf an Wein zu verdienen.

So wurde es Abend, langsam brach sich die Dunkelheit Bahn durch das hochliegende Fenster. Lange noch behielt das vergitterte Viereck einen trügerischen gelben Schein. Da rasselte es wieder den Corridor entlang.

Das Schiebfenster der Zelle öffnete sich.

„Allumez!“ hieß es und der Gefangene sprang auf, um nach dem hereingereichten Zündholz zu greifen, da zu gleicher Zeit draußen der Hahn der Gasröhre aufgedreht wurde. Einen Moment nachher flackerte lustig die Gasflamme und leuchtete durch den Raum und unverdrossen nahm der Insasse der Zelle Nummer sechs seine Arbeit wieder auf und reihte Stecknadel an Stecknadel in das farbige Papier.

Ein anderes Commando drang in die Einsamkeit. Jeder Gefangene hatte sich selber sein Lager zu bereiten. Stanowsky stand auf, nahm die Gurten aus der Ecke und befestigte sie an den eisernen Klammern in der Wand, dann legte er die Matratze darüber und die Decke darauf, dann ging er wieder an seine Arbeit. Da erlosch plötzlich die Gasflamme und dunkel war es in der Zelle. Nur ein gelber viereckiger Fleck bezeichnete die Stelle, wo das Fenster war.

Der Gefangene legte sich nieder. Es war noch früh und er konnte nicht einschlafen. Wirre Bilder gaukelten vor seiner aufgeregten Phantasie, dazwischen dröhnte der eintönige Schritt des wachhabenden Gefangenwärters im Corridor. Endlich verstummte auch dieser und leise kam es hervor aus den Wänden und raschelte in den Papieren, die am Boden lagen, und

pfiff und quiekte und raufte sich um die Stückchen Brod, die Stanowsky für seine nächtlichen Gäste hatte absichtlich fallen lassen.

Es war die einzige Unterhaltung des Gefangenen, diese nächtliche Mäuseversammlung, und mit einer Art grauser Lustigkeit richtete er sich vom Lager auf und lauschte auf das seltsame Getümmel und Gehusche auf dem Backsteinboden.

Aber auch von draußen näherte es sich leise, das Schiebfensterchen an der Thür öffnete sich und über das Lager des Gefangenen hinweg sprang ein unheimliches Thier, das Mäuseconcert war zu Ende und nur noch einer der muntern nächtlichen Gäste quiekte sterbend unter den Krallen einer riesigen Gefängnißkatze.

Es war ruhig bis Mitternacht. Dann begann es rechts erst leise, dann immer stärker in regelmäßigen Zwischenräumen zu klopfen, es tönte fast wie eine des Klangs beraubte menschliche Stimme, weckend, fragend.

Und von der andern Seite antwortete man. Bald rascher, bald langsamer klang das Pochen; Stanowsky glaubte den Sinn des seltsamen Zwiegesprächs zu ahnen, obwohl ihm die Zeichen der Verständigung fremd waren; sie sprachen von der großen bewegten Welt da draußen, von dem, was sie einst gewesen, von den goldenen Freuden der Freiheit und wie es hier so eng, so schaurig eng.

Stanowsky warf die Decke von sich und sprang auf. In diesem Augenblick öffnete sich die Zellenthür und zwei Gefangenwärter traten ein.

„Es ist verboten, durch die Wände mit den übrigen Gefangenen zu correspondiren. Hier ist geklopft worden.“

„Hier nicht.“

„Warum sind Sie dann auf?“

„Es war mir zu heiß!“

„Späße! Wenn Sie nicht geklopft haben, wer war es dann? Sie werden mit Entziehung der Kost bestraft, wenn Sie nicht antworten.“

„Es waren die Gefangenen rechts und links.“

Die Gefangenwärter verließen den Angeber und drangen polternd in die Nebenzellen. Die Bewohner betheuerten ihre Unschuld, aber ohne Barmherzigkeit wurden sie in engern Gewahrsam geschleppt.

Dann war es ruhig bis zum Morgen. Das Zeichen zum Aufstehen ertönte. Ermattet erhob sich Stanowsky und rollte sein Lager zusammen. Der erste Schein der Dämmerung fiel in die Zelle.

Der Gefangenwärter erschien.

Stanowsky lieferte ihm die Arbeit des vorigen Tages ab.

„Es wird wohl keine Zeit mehr sein, sie zu

berechnen, wird wohl das Letzte sein, was Sie arbeiten."

Stanowsky erschrak. Er sollte also wohl die Vergünstigungen verlieren, die den Untersuchungsgefangenen zu Theil wurden, er sollte also wohl heute abgeurtheilt werden. Ein Schüttelfrost packte ihn; er hatte bis jetzt eine Art Trost daraus geschöpft, daß er seine eigene Kleidung und nicht die graue Tracht der Verurtheilten trug.

Er starrte dem Gefangenwärter mit angstvoll geöffneten Augen ins Gesicht.

„Nun, nun", begütigte dieser gutmüthig lächelnd, „es geht Ihnen noch nicht ans Leben. Es scheint, Sie haben hohe Protection."

Stanowsky hielt sich an der Wand, um nicht zu taumeln.

„Ja, ja", fuhr der Schließer fort, immer mit einer Art roher psychologischen Neugier, wie sie diesen Leuten zu eigen wird, Stanowsky's Erregung beobachtend, „Sie wurden uns übergeben als ein ganz gefährlicher Mensch, der sicher seine acht Jahr wegbekommen werde, und jetzt —"

Der Gefangenwärter hielt inne.

„Und jetzt?"

Stanowsky harrte mit offenem Munde und blauen

Lippen und in seinen Augen glomm es, über sein Gesicht zitterte es bereits wie die Ahnung der Freiheit.

„Sie müssen hohe Protection haben!" wiederholte der Schließer. „Allwöchentlich wurden beim Director Erkundigungen eingezogen über Sie — von seiten einer hohen Dame, wie man sagte. Und jetzt ist auch die Anklage gegen Sie ins Wasser gefallen — Sie sind frei!"

Mit ausgebreiteten Armen stand Stanowsky da, sein Gesicht zuckte wie in Schmerz während sein Mund lachte; er sank auf den Stuhl nieder, legte den Kopf auf den Tisch und weinte.

Viertes Kapitel.

Ein Modearzt.

Doctor Herbiot saß allein in seinem stattlichen Consultationssaal. Zwei mächtige Schreibpulte standen zur Rechten und zur Linken der mächtigen Flügelthüren, die großen Bogenfenster waren nur mit weißen Vorhängen versehen, wie in einem Hörsaal. Diese Vorhänge waren sorgfältig zugezogen, hinderten aber nicht, daß der Raum so hell erleuchtet war wie selten ein Pariser Zimmer. Weiß und sorgfältig abgestäubt schauten die Büsten berühmter Aerzte älterer und neuerer Zeit herunter auf ihren hoffnungsvollen Nachfolger, welcher in Frack und weißer Cravatte, die Rose der Ehrenlegion am Knopfloch, in einem Fauteuil lehnte und in einem mächtigen, in Schweinsleder gebundenen Folianten las. Außer fünf andern Fauteuils waren noch mehrere

seltsam gestaltete Möbel im Gemach, deren Bestimmung blos ein Mediciner auf den ersten Blick errathen konnte; an den Wänden war eine kleine, sehr gelehrt aussehende Handbibliothek angebracht und verschiedene sonderbar gestaltete chirurgische Instrumente blickten drohend von ihren Gestellen herunter. Das Merkwürdigste aber waren eine Anzahl Goldstücke von verschiedenem Werthe, doch keins geringer als zwanzig Francs, welche auf dem Tisch lagen, der zwischen den beiden mächtigen Pulten in der Mitte stand. Wäre der Tisch nicht mit einem langherabfallenden grünen Tuch bedeckt und mit einer sehr eleganten Uhr belastet gewesen, so hätte er mit seinen vielen Goldmünzen sehr leicht den Eindruck einer Art von Opferaltar machen können, um so mehr, da die ganze Ausstattung des Zimmers eine gewisse Ehrfurcht herauszufordern schien.

Wenn Professor Herbiot von seinem schweinsledernen Bande emporsah, so geschah es nur, um einen Blick auf jenen Tisch zu werfen, als wolle er die Schlachtordnung der dort aufgefahrenen Goldmünzen noch einmal prüfen, und von dort wanderte sein Blick gewöhnlich in den Spiegel. Auch seine Toilette war untadelhaft und das ernste, würdige Gesicht, das ein glattrasirtes Doppelkinn über die weiße Cravatte herabhängen ließ, konnte seinen Eindruck nicht verfehlen.

Da öffnete sich geräuschlos die Thür und auf den Fußspitzen trat eine Gestalt herein, welche im ersten Augenblick eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Professor zur Schau trug. Bei näherer Betrachtung hätte man jedoch bemerkt, daß das Gesicht nicht ganz so glatt rasirt und salbungsvoll erhaben, sondern ein sehr ehrerbietiges war, und daß Cravatte und Frack aus merklich gröberem Stoff bestanden, daß die Brustfalten seines Hemdes ohne Jabots und seine Stiefel nicht lackirt, daß seine Hände und Füße größer waren als die des Professors und daß endlich, um den getreuen Diener Florentin endgültig von seinem Herrn und Meister zu unterscheiden, an seinem Knopfloch die rothe Rose der Ehrenlegion, sowie überhaupt alles Roth mangelte.

Florentin trat mit leisen Schritten auf seinen Herrn zu und blieb dann, als wage er nicht, ihn zu stören, in ehrfürchtiger Bewunderung stehen.

Professor Herbiot las eine Weile weiter, als sei er zu sehr in seine Lectüre vertieft, um die Anwesenheit des Dieners zu gewahren, dann blickte er zerstreut auf.

„Was gibt's, Florentin?“

„Es sind bereits dreißig Personen im Wartesaal.“

„Melde mir, wenn es fünfzig sind, Florentin, und sage ihnen einstweilen, ich sei plötzlich zu einer Con-

sultation über den Gesundheitszustand einer sehr hohen Persönlichkeit zugezogen worden. Lasse durchleuchten, Florentin, daß ich mich anfangs geweigert hätte, meine Besuchsstunden nicht einzuhalten, daß man aber auf mein Beisein gedrungen und daß die Stellung des hohen Patienten eine längere Weigerung unmöglich gemacht habe. Du verstehst, Florentin."

„Ganz wohl, Herr Professor, dann kann aber höchstens ein Drittel heute absolvirt werden."

„Thut nichts, sie kommen morgen wieder und erzählen überall, daß sie heute nicht vorkommen konnten."

„Ganz wohl, Herr Professor, aber dann kommt es am Ende in die Zeitung, daß der Kaiser krank sei, und er muß doch jetzt gesund sein."

„Thut nichts, Florentin, dann wird es übermorgen dementirt, aber mein Name wird morgen von Hunderttausenden gelesen."

Hm, das ist richtig!" sagte Florentin verständnißinnig. „Sie müssen also noch ein paar Stunden da draußen schwitzen, die armen Kerle! Doch eine Ausnahme könnten Sie machen, Herr Professor. Da ist draußen so ein bleiches Frauenzimmer, das sehr krank zu sein scheint; sie ist im kleinen Empfangssaal."

„Hat sie Dir die üblichen fünf Francs Trinkgeld gegeben?"

Florentin nickte. Sein Gesicht sagte deutlich, ohne die fünf Francs schaffe er Alles unerbittlich in den großen Saal.

„Das arme Frauenzimmer scheint wirklich sehr krank", begann Florentin wieder mit einer so mitleidigen Stimme, daß sein Herr ihn forschend anblickte, ob er nicht etwa zehn Francs statt der üblichen fünf erhalten.

„Wie sieht die Dame aus?"

„Sehr jung, aber durch Krankheit sehr heruntergekommen."

Professor Herbiot winkte seinem Diener ärgerlich zu schweigen.

„Nicht das! Scheint sie wohlhabend?"

Florentin zuckte die Achseln.

„Die Kleider scheinen ursprünglich reich, aber etwas abgetragen. Als sie mir die zehn — fünf Francs gab, sah ich übrigens in ihrer Börse noch etwa vierzig."

„Gut, sie kann kommen."

Florentin verschwand, Professor Herbiot ging einigemal, den Athem anhaltend, rasch durchs Zimmer. Es war dies ein bei seiner Leibesdicke keineswegs ungefährliches Experiment, aber er erreichte dadurch, daß er erhitzt aussah, als sei er eben rasch die Treppe heraufgegangen.

Die Thür öffnete sich und die Dame trat ein. Es war Nini Berton, aber kaum noch ein Schatten von ehedem. Tief in dunklen Höhlen lagen die matten blauen Augen, das einst so kecke Stumpfnäschen ragte bleich zwischen gelben eingefallenen Wangen hervor. Die vordem so blühenden Lippen zogen sich farblos und schmal über die noch immer schönen Zähne zurück, welche zu dem früh gealterten Gesichte nicht mehr recht paßten. Faltig und viel zu weit geworden hingen die Kleider um die abgemagerte Gestalt, sie waren an einigen Stellen enger gemacht, und das sichtbare Bestreben, den verblichenen Lappen noch immer einen gewissen Schein von Nettigkeit und Eleganz zu geben, hatte etwas ungemein Rührendes. Dieser Instinkt, sich zu schmücken, dieser Trieb, zu gefallen, war neben Nini's weißen Zähnen und großen Augen das Einzige, was ihr aus bessern Tagen übrig geblieben war, denn auch ihre schönen blonden Haare mit dem etwas spröden lockigen Schwung waren sehr dünn geworden und ihre kleinen Hände erschienen, ihrer Rundung und ihrer Farbe beraubt, lange nicht mehr so zierlich als ehedem. Welk spannte sich die gelbliche Haut um die Gelenke, welche viel größer erschienen als sonst.

Das Alles war höchst einfach gekommen. Die ersten Wochen ihrer Bekanntschaft mit Herrn von Lazire war

Nini toller und reizender als je gewesen und der junge leicht erregbare Beamte befand sich in einem beständigen Taumel; dann kam jene Periode der Erschöpfung, wo die aufs äußerste angespannten Nerven plötzlich den Dienst versagen, wo der übersättigte Schwelger sich abwendet von der goldenen Schale, aus der er noch eben mit Entzücken geschlürft. Er wagt es sich nicht zu gestehen, noch hallen die jüngst genossenen Freuden nach in der buhlerischen Phantasie, wenn Mund und Auge längst nichts mehr von ihnen wissen, aber immer höher steigt herauf das seltsame Gefühl der Wunschlosigkeit, die Sehnsucht nach Ruhe legt sich bleiern auf die Seele, und von da ist nicht mehr weit zu jenem Ueberdruß, der sich mit noch umflorten Augen bereits wieder nach neuen Reizmitteln für die erschlafften Sinne umschaut — „man muß sich frisch erhalten".

Auch Nini Berton war zu jung und lebenslustig, um an etwas Anderes zu denken als an das, was ihr im Augenblick gefiel, was sie für den Augenblick wünschte. Sie überließ sich der nimmer satten Aufregung, deren Atmosphäre Herr von Lazire um sie verbreitete, ohne Rückhalt, ihr Verstand war zu kurz, um über ihre Wünsche hinauszusehen, sie war keine haushälterische Natur, weder mit ihrer Gesundheit noch mit ihrem Gelde, Beides nahm ab, ohne daß sie es fühlte, eine

Zeit lang ersetzte auch bei ihr eine gewisse krankhafte Erregung die Energie der Natur, aber bald sank auch das dahin, und ihr kleines Gehirn, unfähig, den eigenen Zustand zu überblicken, hatte nur Platz für einen dumpfen Groll gegen Herrn von Lazire, der anders war als sonst. Sie schmollte und verlor dadurch ihren eigenthümlichsten Reiz, der Lazire am längsten gefesselt. Ihre Natur war zu einsilbig, um auch dann anzuziehen, wenn ihr der kindliche Uebermuth, der sie fast stets umgab, abging. Von der Erinnerung an Nini's hübsche Augenblicke zehren in Stunden, wo sie unausstehlich war, konnte blos die Erfahrungslosigkeit und schwärmerische Innigkeit Jean Jaccard's, nicht aber die verwöhnte Laune Arthur Lazire's.

In solchen Stimmungen, wie die war, in der Herr von Lazire Nini oft verließ, begegnet man gewöhnlich Gestalten, welche auffallen, das heißt, man begegnete ähnlichen schon früher, aber man sieht sie erst jetzt genau genug an, um sie anziehend zu finden — Gestalten, welche uns viel begehrenswerther erscheinen als Alles, was wir je besessen.

In einer solchen Stimmung sah Arthur Lazire die üppige Jeanne Duterey.

Jeanne Duterey hatte eben das Haus Père Androlet's verlassen, und trug möglichst versteckt ein Paquet

Kleider unter dem dünnen Shawl. Père Androlet hatte gegeben, solange er hatte, aber Reymond und Jeanne verstanden es, auch mit dem Gelde Anderer fertig zu werden. Schon seit Wochen hatten es sich die Kunden des Krämers Androlet abgewöhnt, bei dem stets betrunkenen Ladenjungen eines unsichtbaren Meisters nach etwas zu fragen — Père Androlet hatte vollauf zu thun, um den stets sich steigernden Wünschen Reymond's zu genügen, der alle Tage eine andere Vergnügung erdacht hatte, zu der Père Androlet das Geld herschaffen mußte. Père Androlet gehorchte, und als er kein baares Geld mehr hatte, borgte er — es ward ihm das nicht schwer als Hausbesitzer der Rue Jacobe — und war der Tollste von der tollen Gesellschaft, die Reymond um sich versammelt hatte. Die ironische Verehrung, welche ihm die liederlichsten Burschen des Quartier latin erwiesen, gefiel ihm, und als Präsident der Bacchanalien, welche in seinem Hause an der Tagesordnung waren, war er der Wüthendsten einer, wenn es, vorläufig noch in Worten, der privilegirten Gesellschaft an den Kragen ging.

Endlich wußte es das ganze Viertel, wie es mit Père Androlet stand, und seine ehemaligen Freunde borgten ihm keinen Franc mehr. Solange er den Studenten das Fell über die Ohren zog und sich mit seinesgleichen

betrank, war er ein anständiger Mann, seit er aber mit den Studenten, statt sie zu schinden, soff und theilte, war er ein Lump. Bald wollten selbst die Juden nichts mehr mit ihm zu thun haben und das Drängen der Gläubiger mehrte sich von Tag zu Tag. Man hatte den dicken Krämer Androlet an der Seite der verrufensten Studenten und Dirnen des Quartier latin vierspännig im Bois de Boulogne herumfahren sehen, da galt es Eile, wenn man noch etwas von dem Seinigen erhaschen wollte. So kam es, daß Père Androlet schon an den Rand des Bankrotts gedrängt war, ohne daß seine Passiven noch den Werth seines Hauses überstiegen. Die aufgelesenen socialdemokratischen Phrasen, mit denen er seinen Drängern antwortete, waren ebenfalls nicht geeignet, das Zutrauen der Leute wieder zu erwecken. Bald war der Executor ein nur noch wenig überraschender Besuch in Père Androlet's Hause und das Haus selber schützten bis jetzt nur noch die eingetragenen Hypotheken, also wieder die Schulden selber.

Reymond und Jeanne Duterey hatten aus den verschiedenen Razzias das Mobiliar ihrer Zimmer dadurch gerettet, daß sie angaben, es sei ihr Eigenthum. Père Androlet konnte es nicht wagen, nur ein Stück davon in seine Wohnung zu bringen, sondern zog es

vor, den zu erwartenden Executoren die kahlen Wände seiner Wohnung zu zeigen und im Wohnzimmer seiner Schützlinge auf einem defecten Kanapee zu wohnen.

Auch dieses Kanapee, die Betten und alles Entbehrliche wanderten endlich nach Mont de Piété; man hatte einige mottenzerfressene Teppiche, welche man weder im Temple noch im Pfandhaus nehmen wollte, auf den Boden gebreitet und schlief dort von einem Rausch zum andern. Was sollte man sich lange Sorgen machen, der jüngste Tag der Gesellschaft war nicht mehr fern, und hei — wie wollte man dann leben!

Aber essen wollte man denn doch, auch die Gurgel war verwöhnt und brannte wie Feuer, wenn man sie nicht mit Brennendem kühlte. Reymond und Jeanne hatten den Père Androlet keineswegs systematisch geplündert, auch sie gaben ohne Murren das Letzte, was sie hatten, für den Taumel eines Tages. Jeanne trug ihre letzten Kleider, ihren letzten Schmuck ins Pfandhaus oder, wenn man etwas dort nicht nehmen wollte, zum Temple, die Juden gaben immer noch etwas dafür.

Auf einem dieser Gänge — sie wollte ein schon lich defectes Kleid verkaufen das ihr im Mont de Piété und im Temple zurückgewiesen wurde — begegnete ihr Richter Lazire. Jeanne Duterey kannte die Welt gut genug, um zu wissen, daß der Herr, der

so consequent an ihrer Seite, bald vor- bald-rückwärts ging, ihre Bekanntschaft zu machen suchte. Ehe Jeanne Duterey nach dem Gesichte des Mannes sah, der neben ihr ging und leise zu ihr sprach, ließ sie den Blick an seiner Gestalt hinabgleiten — der Mann schien wohlhabend und konnte sie und Reymond vor dem Hunger retten. An den jüngsten Tag, den Reymond täglich prophezeite, glaubte Jeanne nicht so fest wie die Andern.

Der Herr lud Jeanne Duterey ein, mit ihm zu diniren, sie willigte ein. Sie hatte schon einige Tage gehungert, um Reymond das letzte Stück Brod, den letzten Schluck Wein zu geben. Jeanne Duterey war keine von den Naturen, die sich so leicht tödten, sie machte der Einladung des Herrn von Lazire alle Ehre und wurde sogar recht munter. Der Champagner prickelte in ihren Adern, sie empfand ein grausames Vergnügen dabei, die Phantasie des Mannes ihr gegenüber, dessen Leidenschaft seine ganze gebrechliche Natur beherrschte, zu den tollsten Sprüngen herauszufordern.

Er schwor ihr, daß noch nie ein Weib einen so gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht wie sie.

Jeanne Duterey warf sich auf die Polster des Divans zurück und lachte, daß das Kleid über ihrem Busen zu springen drohte, und ihre Augen sprühten.

Richter Lazire war an jenem Abend von Nini

gekommen, er kehrte nicht mehr dahin zurück. Nach Art aller unbeständigen Menschen verschob er es von einem Tag zum andern, Nini über seine nunmehrige Gesinnung aufzuklären. Auch Madame Chavandrier setzte er nicht in Kenntniß, daß sein Verhältniß mit Nini aufgehört habe zu bestehen, er befürchtete die Rechnung, welche Madame Chavandrier ihm für ihre guten Dienste machen werde trotz Allem, was er ihr für Nini gegeben, und suchte, schwach wie er war, den formellen Bruch hinauszuschieben. In der That war Jeanne Duterey's Liebe theuer, sehr theuer.

Nini Berton hatte lange nicht daran geglaubt, daß Arthur Lazire sie wirklich verlassen habe; er war ihr in der letzten Zeit oft recht langweilig geworden, sie war daher recht froh, als er einige Tage nicht kam. Nur die seltsamen Reden und die bösen Blicke der Madame Chavandrier ängstigten sie zuweilen. Endlich eines Morgens, nach einer Nacht voll beängstigender Träume, wurde ihr durch Heloïse eine wenigstens zehn Seiten lange Rechnung der Madame Chavandrier gebracht. Sie traute ihren Augen nicht, als sie die Unsumme las, die sie Madame Chavandrier schuldig sein sollte. Ein zweiter Zettel theilte ihr mit, daß sie die Rechnung zu berichtigen oder sofort das Haus zu verlassen habe. Nini nahm ihr Schicksal keineswegs geduldig

hin wie die sentimental-langweilige Heloïse, sie kämpfte aufs äußerste mit ihrer Verderberin den Kampf um jeden bunten Lappen, den sie besaß. Frau Chavandrier, welche geglaubt hatte, leichtes Spiel zu haben mit dem jungen unerfahrenen Ding, schwoll vor Zorn auf wie eine Kröte, als sie dem unerwarteten Widerstand begegnete und sich sogar genöthigt sah, das formelle Recht, wie Herr von Lazire gesagt haben würde, zu Hülfe zu nehmen. Nini starrte betäubt den Beamten an, welcher ihr nach oberflächlicher Vergleichung ihrer Habseligkeiten mit der Rechnung der Madame Chavandrier gebot, mit Zurücklassung derselben das Haus ihrer bisherigen Beschützerin sofort zu verlassen. Die Berufung auf Herrn von Lazire und ihr Verhältniß zu ihm hatte bei dem discreten Polizeimann nur zur Folge, daß sie ihm auf die Präfectur folgen mußte, wo ihr Name in ein großes Buch eingeschrieben und ihr eine Karte ausgestellt wurde mit der Weisung, sich allwöchentlich in der Wohnung eines Arztes, dessen Adresse ihr genau bezeichnet ward, einzufinden, bei Vermeidung der Internirung in der Besserungsanstalt St.-Lazare.

Nini hatte, so wenig Combinationsgabe sie besaß, Verständniß genug für die Thatsache, um nach und nach zu begreifen, daß sie recht- und schutzlos

dastand mitten in einer Gesellschaft, die sie ausstieß; ein rücksichtsloser Trotz verdrängte den letzten Rest ihrer kindlichen Heiterkeit, und mit einem heisern Lachen betrat sie den unheimlichen Weg, vor dem Moral und Aesthetik die Augen schließen und der doch in seinen tausend Verschlingungen unser gesellschaftliches Leben unterwühlt, der, einmal betreten, nimmermehr zurückführt zu dem, was man gewesen. Die Feder kann Nini Berton auf diesen Weg nicht folgen, nur am Ende desselben begegnen wir ihr wieder im Consultationszimmer des Professors Herbiot.

Ein eigenthümliches, halb verächtliches, halb vertrauliches Lächeln glitt über Nini Berton's Züge, als sie den Gesellschafter Stanowsky's von jenem Tage vor sich sah, der für sie so verhängnißvoll geworden war.

Bei diesem Lächeln verbreiteten sich hundert feine Fältchen über Nini Berton's blutlose, vergilbte Haut.

Auch dem Professor war es, als habe er das Mädchen schon einmal gesehen, er wußte aber in der That nicht mehr, wo, und da auch sein Leben reich war an kleinen pikanten Abenteuern, bei denen er die Pedanterie der Gesellschaft und die Heuchelei, die sie ihm aufgezwungen, für Augenblicke abgestreift hatte, so drückte sich auf seinen Zügen der unbehagliche Zweifel aus, ob dieser seltsamen Besucherin gegenüber sein gewöhnlicher

salbungsvoller Ernst am Platze sei oder ob er sich damit einfach lächerlich mache.

Nini Berton klärte den Professor sofort auf.

„Ich habe Sie schon einmal mit Etienne Stanowsky gesehen“, sagte sie mit jenem directen Tone, wie er nur Frauen eigen ist, die viel mit Männern verkehrt haben.

Die gewöhnliche Consultationsmiene kehrte auf das Gesicht des Professors zurück. Auch er erinnerte sich jetzt. Herr von Lazire hatte dafür gesorgt, daß auch Professor Herbiot von dem Skandal, in den er fast verwickelt worden wäre und von seinen guten Diensten unterrichtet war, und der Name Stanowsky erweckte in dem Professor die peinliche Erinnerung an die einzige falsche Stellung, in die er, der lebenskluge und berühmte Mann, versetzt worden war.

Sein Auge ward daher scharf wie das eines Polizeibeamten und seine Stimme klang kalt und abweisend.

„Ich kenne Sie nicht. Ich erinnere mich nicht, Sie je gesehen zu haben. Was wollen Sie?“

Eine flüchtige Röthe trat in die Wangen Nini's, aber sie sah dem Professor mit jenem kecken Hohn ins Gesicht, vor dem es keine Sitte, keine Autorität gibt. Die Achseln zuckend erwiderte sie:

„Ich will nichts geschenkt von Euch. Ich habe

Geld. Ich bin krank und wenn ich zu meinem Arzt gehe, schickt der mich ins Krankenhaus. Dorthin mag ich nicht. Man nennt Sie einen berühmten Arzt für derlei. Ich möchte wieder gesund werden."

Wieder erröthete sie, aber als sie Herbiot genauer ansah, bemerkte er, daß jenes Roth aus vielen kleinen rothen Flecken bestand, die unter der Haut hindurchschimmerten.

Schweigend wies Professor Herbiot auf die Thür des Nebenzimmers. Nini trat ein. Der Professor folgte ihr und schloß die Thür.

Als sich letztere wieder öffnete, trug Nini ein kleines beschriebenes Recept in der Hand, das sie sorgfältig festhielt.

„Aber nur, wenn Sie das Recept in der Pharmacie Arvot machen lassen, kann ich für den Erfolg garantiren", sagte Professor Herbiot nachdrucksvoll.

Ganz Paris, mit Ausnahme der Clienten des Professors, wußte, daß die genannte Pharmacie eigentlich ihm gehörte und daß Arvot nur sein Untergebener war.

Nini nickte.

„Und ich werde gewiß wieder gesund werden?"

„Wenn Sie genau nach meinen Vorschriften handeln, stehe ich für den Erfolg der Kur."

Etwas wie Hoffnung verklärte einen Augenblick Nini's Gesicht. Dann zog sie eine defecte Börse.

„Was habe ich zu bezahlen?"

Mit einer unnachahmlichen Bewegung der Hand wies Professor Herbiot auf den grünen Tisch, wo die Goldstücke aufmarschirt waren.

„Nach Belieben."

Nini erschrak. Das kleinste der dort liegenden Goldstücke betrug zwanzig Francs. Sie hatte außer einem Napoleon nur noch zehn Francs in Gold und sechs in Silber.

Mit zitternder Hand und Thränen in den Angen legte sie den Napoleon zu seinen Genossen auf den grünen Tisch.

„Und ich werde ganz gewiß gesund?" fragte sie wieder und ihre Stimme bebte leise.

In diesem Augenblick trat Florentin ein, zum Zeichen, daß die fünfzig voll seien.

Der Professor wies mit einer nicht mißzuverstehenden Geberde nach einer Seitenthür.

„Ich glaube Ihnen das Nöthige mitgetheilt zu haben — meine Zeit drängt, im Wartesalon harren fünfzig Personen meines Rathes."

Nini Berton ging. Sie konnte jetzt, ohne Aufsehen zu verursachen, durch die belebten Straßen wandeln.

Niemand sah sich auch nur flüchtig nach dem abgemagerten Gesicht und der unscheinbaren Toilette um.

Unangefochten gelangte Nini Berton in die Pharmacie Arvot. Der junge Mensch, der dort bediente, lächelte verständnißinnig, als er das Recept las. Dann nahm er von einem Gestelle eins der vielen blauen Paquete, welche dort hochaufgeschichtet lagen.

„Ein Paquet indianische Regenerationspastillen, achtzehn Francs“, sagte er eintönig, indem er das Paquet in ein Papier einschlug.

Nini Berton hielt sich wankend am Ladentisch.

„Ich habe nur sechzehn Francs!“ murmelte sie tonlos, indem sie ihre Baarschaft auf den Tisch zählte. Während sie so trostlos auf ihre ungenügende Baarschaft herunterblickte, fiel ihr Auge auf die goldene Tuchnadel, die ihren Shawl zusammenhielt.

„Ich komme gleich wieder“, sagte sie zu dem Commis, der ihr theilnahmlos gegenüberstand, und eilte davon. Sie kam bald wieder. Ihr Shawl ward nun von einer gewöhnlichen Nadel zusammengehalten, aber ihre Augen glänzten vor Befriedigung und ein Schimmer ehemaliger Fröhlichkeit strahlte auf ihren Wangen. Sie legte noch zwei Francs zu dem übrigen Gelde, nahm ihr Paquet und verließ die Pharmacie, die Börse leer, das Herz voll Hoffnung und in

der Hand die werthlose Mischung von einigen gewöhnlichen Theesorten mit Zucker und schlechter Chocolade.

Als sie in eine der mit der Rue des Martyrs parallel laufenden kleinen Straßen des Quartiers Breda einbog, blieb sie plötzlich stehen.

Herr von Lazire mit einer Dame am Arme ging an ihr vorüber. Herr von Lazire sah sehr mager und krank aus und die Dame an seinem Arme mit der sonderbaren überjugendlichen Toilette und dem bemalten Gesicht war Heloïse.

Sie blickte schwärmerisch dem wiedergewonnenen Geliebten ins Gesicht, als wolle sie ihm zum hundertsten Mal sagen, daß es nur ihr ausdauerndes zärtliches Herz gewesen sei, das alle Proben überdauert und sich ihn endlich wiedergewonnen habe.

Fünftes Kapitel.

Am Abgrund.

Die Geschwister Jaccard hatten es mit einer Art stumpfer Gleichgültigkeit geschehen lassen, daß Reymond und Jeanneton den bekehrten Père Androlet so rasch als möglich ruinirten. Sie waren nicht hinuntergestiegen zu ihnen, aber wenn Reymond und seine lustige Gesellschaft heraufkamen in die Mansarde, um hier ihre tolle Wirthschaft fortzusetzen, so hatten ihnen die Geschwister nicht gewehrt. Stumm und regungslos wie Niobe saß Louison auf ihrem Stuhl am Fenster und ein seltsames düsteres Lächeln zuckte über ihr Gesicht bei den weltumstürzenden Phrasen, die sie zu hören bekam. Sie hatte René Mondélion nichts vorzuwerfen; er hatte gegen sie so ehrlich gehandelt, wie kein Anderer seiner Standesgenossen es gethan haben würde, er liebte

sie tief und aufrichtig, und dennoch verzieh sie ihm nicht, daß er sie so unsaglich elend gemacht, daß sie ihn noch immer liebte, trotz aller Versuche, diese Liebe sich aus dem Herzen zu reißen. Statt seiner haßte sie die ganze Rasse, der er angehörte und die ihn zu dem gemacht, was er war, und mit grausamem Jubel hörte sie täglich von dem Cancan der Anarchie, den die wilde Bande, von der sie umgeben war, auf dem enthaupteten Rumpfe der Gesellschaft tanzen wollte. Nur manchmal, wenn sie ihre persönliche Würde durch eine der zügellosen Reden beleidigt glaubte, flammte es unwillig auf aus ihren großen Augen, und keiner von denjenigen, der das Funkeln dieser Blicke gesehen, wagte zum zweiten Mal es herauszufordern. Jean Jaccard war in letzter Zeit wenig mehr zu Hause; die Pariser Section der Internationale hatte ihn zu ihrem Secretär erwählt und er hatte gegenwärtig, da das Kriegsgeschrei selbst die klarsten Köpfe betäubte, genug zu thun, um im Vereine mit dem Mann von London den jungen, aus allen Fugen drängenden Verein zusammenzuhalten. Es war dem Mann von London gelungen, den Studenten zu überzeugen, daß die Probleme, welche die Menschheit in nächster Zukunft zu lösen haben werde, durch einen siegreich geführten Krieg des Kaiserreichs nur hinausgeschoben werden könnten, daß

die Internationale daher die Verpflichtung habe, streng darüber zu wachen, daß aus ihren Reihen der Kriegszug der Tyrannen gegen einander nicht verstärkt werde. Die Kämpfer der Menschheit müßten kampfbereit und geduldig einer Gelegenheit znm Eingreifen harren, die bei dem bevorstehenden Völkerkrieg nicht ausbleiben könne. Jean Jaccard's klarer Verstand sah das ein, daß die Verwirklichung seiner Principien von diesem Kampfe nicht zu erhoffen war, daß ein Sieg seines Vaterlandes im Gegentheile dem Despotismus das endgültige Siegel der Legitimität aufdrücken müsse; nach einem harten Kampf mit sich selber hatte er daher mit allen Resten eines herkömmlichen Patriotismus abgeschlossen. So glaubte er. Jede vorüberziehende Soldatencolonne jedoch, jeder Schrei des Enthusiasmus, der zu ihm drang, durchzuckte ihn wie der Vorwurf eines Verbrechens. Die überzeugendste Doctrin verdrängt nicht an einem Tage, was die ersten zwanzig Jahre des Lebens in ein empfängliches Jünglingsherz gepflanzt haben. Auch Jean's Vater war zuerst Franzose, dann erst Republikaner gewesen, und wenn man ihm von dem Untergang des französischen Namens in einer socialistischen Universalrepublik gesprochen, er hätte sich entsetzt auf die Seite der französischen Regierung gestellt, wie immer sie auch sein mochte,

und an der Seite der ihm bis zum Tod verhaßten Aristokraten und Pfaffen wäre er gegen den gemeinsamen Feind, das Ausland, marschirt. Auch Jean Jaccard hatte zwanzig Jahre lang das Nämliche geglaubt wie sein Vater, aber sechs Wochen reichten hin, um ihm zu beweisen, daß der Begriff Vaterland ein Vorurtheil und daß nur die Menschheit werth sei, für sie zu kämpfen, sich für sie zu opfern. Und dennoch zuckte er zusammen, wenn ein Gassenjunge ihm sein „A Berlin!" ins Ohr schrie, dennoch erröthete er und eilte rasch vorüber, wenn eine Straßenenthusiastin des Krieges dem jungen hübschen Studenten mit einem „A bas les Prussiens!" die kleine Hand hinstreckte. Und als er heute einer Artilleriecolonne begegnete, deren Mannschaft mit bekränzten Käppis nach dem Bahnhof marschirte, während eine johlende Menge, die Marseillaise singend, mit einherzog, so schlich er sich mit zu Boden geschlagenen Augen scheu vorbei und glaubte jeden Augenblick den Ruf Feigling zu vernehmen. Den jungen Medicinern, welche im letzten Jahre studirten und sich als Militärärzte verwenden lassen wollten, wurde die Prüfung erlassen. Die meisten Collegen Jean Jaccard's eilten zu den Fahnen, er meldete sich nicht. Man suchte ihn zu bestimmen, der allgemeinen Bewegung sich anzuschließen, man bespöttelte, man ver-

achtete ihn zuletzt, umsonst. Jean Jaccard blieb dem Versprechen treu, das er in die Hände des Mannes von London niedergelegt, und blieb. Von all dem aber lastete ein dumpfer Druck auf seinem Geiste. Auch heute saß er in finsterem Brüten auf der hölzernen Bank vor dem Tische, die gefurchte jugendliche Stirne in die abgemagerte Hand gestützt und dann und wann scheu und unstät aufblickend, wenn das Rollen von Kanonen und die kriegerischen Märsche der Musikbanden über die Dächer drangen. Wenn er so halb zornig, halb sehnsüchtig nach dem Fenster schaute, wo Louison saß und den dunklen Stimmen ihres Innern lauschte, erschienen die Linien seines Gesichts scharf und um ein Jahrzehnt gealtert und in seinen Augen flackerte das Feuer einer düstern Energie.

In eine Ecke gedrückt saß Père Androlet, der hier Schutz suchte vor Gläubigern und Executoren.

Unverwandt und stier, wie ein sterbender Hund seinen Herrn, glotzte der bankrotte Krämer Louison an. Seine Augenlider waren geschwollen, sein noch vor kurzem wassersüchtig aufgedunsenes Gesicht begann zusammenzufallen und die welken Wangen hingen weit herab. Die Executoren hatten Père Androlet nur einen alten abgetragenen Ladenanzug gelassen, dessen Beine und Aermel ihm viel zu kurz waren und sich bei

bei seiner kauernden Stellung noch mehr zurückzogen. Louison hatte keinen Blick für das Elend, das, wenn sie es auch nicht verschuldet hatte, doch ihr Werk war.

Die Mansardentreppe knarrte unter dem Tritt eines Heraufsteigenden. Père Androlet kauerte sich in seiner Ecke noch mehr zusammen, als fürchte er die Ankunft eines neuen Bedrängers, wendete aber den Blick nicht einen Augenblick von Louison, als sei sie die Schutzgöttin, deren Anblick ihn von allen Bedrängnissen erlöse.

Die Thür that sich auf und Reymond stolperte herein, unter jedem Arm eine Literflasche voll Rothwein. Er setzte die beiden Flaschen mit Nachdruck auf den Tisch, gerade vor Jean, daß dieser unwillig den Kopf erhob.

Reymond sah verhältnißmäßig noch immer eleganter aus als sein Beschützer Androlet, seine Kleidung war, wenn auch sehr vernachlässigt, von neuestem Schnitt und gutem Stoffe. „Das hat Mühe gekostet“, sagte er und blies einen tiefen Seufzer von sich und seine etwas schwerfällige Zunge zeugte von den Wirkungen bereits genossenen Weins. „Das hat Mühe gekostet, bis mir der verdammte Schlauch von Weinhändler die beiden Liter gab. Zuerst, um ihn sicher zu machen, bestellte ich mir ganz großschnäuzig ein Glas

zu acht Sous und klapperte mit meinen Schlüsseln in der Hosentasche. Der Giftmischer hatte jedoch die Lection von letzthin — Ihr wißt, wo er eine bleierne Gedenkmünze an die Industrieausstellung für ein Fünffrancsstück nahm und mich sicher wegen Falschmünzerei verklagt hätte, wenn ihm vor dem Spott nicht bange gewesen wäre — das hatte er noch nicht vergessen, wie es scheint, und gab mir schon höchst mißtrauisch mein Glas Wein. Dann fragte ich, was zwei Liter von seinem besten kosteten. Der Kerl suchte sich nun zu rächen für die Industrieausstellung und forderte für die Flasche dritthalb Francs. Dabei hielt er sie fortwährend in der Hand, daß ich sie nicht, wie ich im Sinn hatte, nehmen und einen kleinen Wettlauf mit ihm machen konnte. Was war also da zu machen?"

Und Reymond blickte sich mit trüben Augen von einem zum andern um, den Grad der Spannung zu beobachten, bis zu welchem er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer gesteigert.

„Was war also da zu machen? Père Androlet, schneidet kein so unsaglich dummes Gesicht! Eure Fratze ist nur erträglich, wenn sie lacht, mit dieser Todtengräbergrimasse aber ist sie unausstehlich. Ich glaub' Euch aufs Wort, daß Ihr dem Kerl, der aussieht wie der ausgetrocknete Schlauch einer Feuerspritze, die

zwei Liter in Ewigkeit nicht wegbugsirt hättet, obwohl Ihr so gute Freunde wart, daß er Euch schon dreimal den Executor schickte. Wenn Ihr was Geniales erleben wollt, müßt Ihr zu Paul Mervin und zu mir kommen. Den Industriethaler hat er mir auch gegeben. Er ist der Gedanke, ich die That, er der Kopf, ich der Arm. Seht!"

Reymond streifte den Aermel seines Rockes empor, ein nicht mehr ganz tadelloses Hemde wurde sichtbar und in der Höhe des Ellbogens befestigt eine schwarze Schnur, deren Ende bis etwa eine Handbreit an das Faustgelenk reichte und in einem Fünffrancsstück von ziemlich bleiernem Glanze endigte. Reymond dehnte die Schnur aus, daß er den Thaler in die Hand bekam, zog den Aermel über die ganze Maschinerie, legte den Thaler auf den Tisch und hob die Hand auf. Mit dem Wegnehmen der Hand war auch der Thaler in der Höhlung des Aermels verschwunden.

Reymond lachte und Père Androlet bewies durch einige unheimlich hervorgestoßene Töne, daß er sich verpflichtet hielt, mitzulachen.

„Bravo, alter Kaffeesack!" rief Reymond und wankte auf Androlet zu, setzte sich auf seinen Schooß und schlang einen Arm um seinen Hals. „Bravo! Ihr hättet Euch schon längst den Hals abgeschnitten vor Langerweile,

wenn ich nicht bei Euch wäre. Nun gut, ich sprach zu meinem Freund Weinhändler so laut, daß es alle in der Kneipe hören mußten: „Da habt Ihr fünf Livres für Euren Essig, alter Gauner, und daß Ihr mir nicht wieder behauptet, das Geld sei falsch, sonst schlag' ich Euch die Knochen im Leibe zusammen, hört Ihr?“ Der alte Bleizuckerfabrikant streckte seine schmuzige Klaue aus, langsam und bedächtig legte ich den Thaler hinein, daß es alle sehen konnten, und nahm mit der andern Hand die beiden Liter beim Kragen — der häßliche Kerl ließ die Flaschen los. Ihr hättet aber den Randal hören sollen, der jetzt losging. Der Giftmischer behauptete, ich habe ihm nichts gegeben, und wollte seinen Wein wieder. Ich streckte meine Hand empor und rief alle Anwesenden zu Zeugen an, daß ich ihm fünf Francs gegeben, und schwur, ihm die beiden Liter eher am Kopf zu zerschlagen, als sie zurückzugeben. Die meisten, die den Fünflivre gesehen hatten, nahmen für mich Partei, andere, die ihn auch gesehen, aber bei dem Harpagon in der Kreide standen, waren gegen mich. Die Geschichte wurde immer toller, bis sie sich gegenseitig bei der Gurgel hatten; ich benutzte diesen Moment, um mich aus dem Staube zu machen, und glaube, sie prügeln sich noch. Es ist zu toll.“

Und Reymond lachte wieder und Père Androlet's

seltsames Grunzen bewies, daß auch er sich bemühte, lustig zu sein.

Jean Jaccard hatte mit einem finstern Stirnrunzeln zugehört. Seine Mundwinkel zogen sich immer tiefer herab und seine Blicke hefteten sich immer zorniger auf den angetrunkenen Studenten.

Er schob die Flaschen, die Reymond vor ihn hingestellt, so heftig von sich, daß eine davon umfiel, über den Tisch rollte und klirrend auf dem Boden zersprang. Der rothe Inhalt verbreitete sich wie eine Blutlache über die unebenen Dielen.

Louison und Père Androlet waren erschreckt aufgesprungen. Die innere Unzufriedenheit, die Jean Jaccard quälte, hatte sich gewaltsam Bahn gebrochen und zürnend stand der Student vor seinem liederlichen Genossen.

„Wie Du sagst, es ist zu toll! Damit Du nicht einen Augenblick nüchtern zu werden brauchst, hetzest Du uns zuletzt die Criminalpolizei auf den Hals. Es gibt auch für die Liederlichkeit eine Grenze, wo sie aufhört und Schurkerei wird.“

Reymond's erhitztes Gesicht wurde todtenblaß. Sichtbar schwanden die Nebel des Rausches von seinem Gehirn. Er war gewöhnt, daß Jean Jaccard zu seinen zweideutigsten Streichen ein duldungsvolles Schweigen hatte.

„Und das sagst Du mir, Jean, Du, der Socialist, der mit feuriger Zunge die Vernichtung aller Privilegien predigt? Du nennst mich einen Schurken, weil ich der Zukunft etwas vorgreife und dem verächtlichsten Giftmischer zwei Flaschen Wein abnehme, ohne nach einem lächerlichen Vorurtheil ein rundes weißes Stück Metall dafür in seine Hand zu legen, während der Kerl doch nicht das geringste Recht hat, auch nur eine Flasche mehr zu besitzen, als wir trinken können? Sind das Deine Principien?"

Jean Jaccard war etwas ruhiger geworden.

„Es möchte heute wohl vergebliche Mühe sein, mit Dir über Principien uud ihre Consequenzen zu streiten; geh schlafen und schicke mir Jeanneton, ich werde ihr sagen, was ich Euch mitzutheilen habe."

Reymond senkte das Haupt.

„Jeanneton? Jeanneton? Sie ist schon acht Tage nicht nach Hause gekommen. Es ist ihr wahrscheinlich wieder zu schmal geworden bei uns und sie hat fettere Weide gesucht. Es ist ja gleichgültig. Sei daher vernünftig, Jean Jaccard, auch Du wirst dazu kommen, einen beständigen Rausch für den angemessensten menschlichen Zustand zu halten. Die Welt ist zu erbärmlich."

„Sie ist nur dann erbärmlich, wenn wir selbst es sind, Reymond!" sagte Jean Jaccard mit tiefem Ernste.

Louison hatte wie aus tiefem Schlaf erweckt dem Gespräch gelauscht. Jetzt trat sie vor und legte ihre Hand leicht auf die Schulter des Bruders, als wolle sie das bekräftigen, was er sagte.

Da flog die Thür auf, und noch in ihrem Anzug von dieser Nacht, mit in Unordnung gerathenen Haaren und den Resten der Schminke auf den Wangen taumelte Jeanne Duterey ins Zimmer.

„Jean!“ rief sie mit heiserer Stimme lachend und warf ihr Bündel mit den Goldstücken auf den Tisch, daß der Knoten sich lockerte und einige Napoleons klingend über den Boden rollten, „Du sprichst wie ein Pfaffe, und Reymond steht da, als sei ihm, seit ich ihn verlassen, der Wein über den Kopf statt durch den Hals gegossen worden. Laßt die Grillen, Kinder! Da drunten schreien sie wie die Bestien vor Vergnügen, weil ihnen der Kaiser, der sie schon zwanzig Jahre schindet, nun noch von den preußischen Bajonetten den Bauch aufschlitzen lassen will, also haben wir auch ein Recht, auf unsere Art zu crepiren. Sei ruhig, Reymond, alberner Junge, Du hast jetzt wieder für ein Vierteljahr zu leben, Du und Ihr alle hier. Greift zu, dort liegt die wahre Philosophie des Lebens, und wenn's einmal über die Reichen hergeht, da haben Reymond und ich unsere Rollen schon getheilt. Er revidirt die Weinkeller, aber

nur nach dem ältesten Gewächs, und ich schneide die Matratzen auf, um die Kassen herauszuholen. Nun, was schaut Ihr mich alle so an? Bin ich ein Gespenst? Wenn Ihr mich die halbe Nacht da unten klopfen laßt, ohne aufzumachen, und mich zwingt, den Sonnenaufgang im Bois in einer Droschke zu erwarten, dann kann ich unmöglich anders aussehen. Ich hatte meine guten Gründe, nicht nach meinem Interimsquartier zurückzukehren. Der Kutscher war ein ehrlicher Kerl, er hätte mich ohne jede Anstrengung plündern können, so fest schlief ich. Er wagte mich nicht zu wecken, behauptete der Schlaukopf, und so schlief ich bis vor einer Stunde und erwachte wie gerädert. Das Nachtlager war das schlechteste und theuerste, das ich jemals hatte — der ehrliche Kerl verlangte fünfzig Francs für die Nacht. Nun, was ist's? Louison, Jean Jaccard, Reymond! Seid Ihr denn stumm geworden durch meinen Anblick?"

Nachdem sich Jeanneton die Gesichter ihrer Freunde der Reihe nach angesehen, fiel ihr Blick auf Père Androlet, dessen stumpfes Auge von Louison bisweilen nach dem goldgefüllten Taschentuch irrte, das auf dem Tische lag.

„Und auch Ihr, Vater Androlet, verzieht keine Miene, als ob das Geld nicht ebenso gut das Eure

wäre wie das unsere. Ihr habt bis jetzt mit uns getheilt, jetzt theilen wir mit Euch. Während die Andern sich todtschießen lassen, wollen wir ihnen zeigen, daß uns das Leben doppelt gefällt. Nun, Louison, was habt Ihr? Was bedeutet das verächtliche Gesicht, Jean Jaccard? Was habt Ihr? Aber so redet doch!"

Jean Jaccard hatte, während Jeanneton, noch trunken von der Aufregung der Nacht, zu ihnen sprach, das leise Zittern von Louison's Hand auf seiner Schulter gespürt und sich umwendend in ihr vor Schmerz und Abscheu zuckendes Gesicht geschaut. Jetzt, als Jeanneton schwieg, als selbst Père Androlet unter dem Druck des unheimlichen Augenblicks das Antworten vergaß und Reymond umsonst mit seinem gewöhnlichen frivolen Lächeln den Ernst zu bannen suchte, unter dem seine Züge widerwillig erstarrten, fragte Jean Jaccard leise und vorwurfsvoll:

Und woher habt Ihr denn das viele Geld, Jeanne Duterey?"

Jeanneton schaute den Studenten verblüfft an, dann brach sie in ein schallendes Gelächter aus.

„Ja, soll denn die Komödie den ganzen Tag dauern, Jean? Woher ich das Geld habe? Ich hab's gewonnen im Spiel mit dem Gelde eines hübschen blonden Herrchens, das eigentlich gar nicht verdiente,

daß ich es mit offenem Munde stehen ließ, nachdem ich das Geld gewonnen hatte, und wieder zu Reymond lief. Seid Ihr nun zufrieden? Sei fröhlich, Louison! Dein Bruder hat heute üble Laune — kein Wunder, wenn einem der Kopf brummt bei dem Tumult in der Stadt. Ich will mich umkleiden und dann fahren wir zusammen aus, um ein neues Kleid für Dich zu kaufen. Das Deine ist fast nicht mehr zu flicken, armes Ding. Woher ich das Geld habe! Nicht wahr Reymond, danach fragen wir beide nicht mehr, darüber sind wir hinaus!"

Der leichte Ton, in dem sie dies sagen wollte, gelang ihr nicht mehr ganz.

Auch Reymond's Stimme war unsicher, als er sagte:

„Jeanneton hat Recht. Ehre und Treue sind hübsche reinliche Toilettenartikel für die Reichen, für den Armen werden sie zum Halseisen, und es wäre eine Thorheit, daran zu Grunde zu gehen. Jeanneton hat Recht!"

Jeanne Duterey machte eine Bewegung, um sich Louison zu nähern.

„Sei vernünftig, Louison!"

Louison streckte abwehrend die Hand aus und wendete das Antlitz zur Seite.

Jeanne Duterey blieb stehen, und das verlegene Roth, das ihr Gesicht noch eben überdeckt hatte, flüchtete sich tief zwischen die bläulichen Lippen, und nur in unregelmäßigen halbverwischten Flecken blieb die für das Gaslicht berechnete Zinnoberschminke auf den Wangen zurück.

„Ah, so ists gemeint! Die tugendhaften Geschwister Jaccard halten sich auf einmal zu gut für uns! Hat sich etwa wieder der hübsche Baron in der Nachbarschaft gezeigt, um den die schöne Louison schon Monate lang seufzt? Dann allerdings muß man mit unbequemen Freunden aufräumen, damit die aristokratische Nase nichts von ihrem plebejischen Parfüm verspürt und damit der goldene Vogel länger bleibt als das letzte Mal. Verdreht Eure Augen nicht so gewaltig, stolzer Bruder, und thut nicht so zimperlich, zartes Aristokratenliebchen, Père Androlet, der arme verliebte Narr hat geplaudert; fünfhundert Francs bezahlt man einem Studenten der Medicin nicht für ein paar kalte Umschläge, und wenn man so sehr auf Ehre capricirt ist, nimmt man sie nicht so dankbar an. Ihr braucht mein Geld nicht, ich will's glauben, aber ich rathe Euch, haltet diesmal Euer Barönchen fester und melkt es tüchtiger als das erste Mal. Jeanne Duterey wünscht Euch alles Glück dazu und wird Euch dabei

nicht stören. Komm, Reymond! Kommt, Vater Androlet, auch Ihr seid hier überflüssig!"

Louison schaute noch starr auf die Thür, nachdem sie sich schon lange hinter Jeanne Duterey und den Andern geschlossen. Dann wendete sie sich gegen ihren Bruder. Ihre Augen lagen tief in den Höhlen und hre Stimme klang dumpf und tonlos.

„Ist es wahr, Jean, was sie eben gesagt haben, daß für den Armen nichts übrig bleibt als die Schande? Daß Ehre und Treue für uns eine lächerliche Anmaßung sind? Daß das reinste, erhabenste Gefühl sich verzerrt in Elend und Gemeinheit, wenn man arm ist? Daß der Niedere nicht ehrlich sein kann?"

Jean Jaccard stand eine Weile, ohne zu antworten. Sein Geist bewegte sich in einer andern Richtung.

„Ich glaube, wir sind zu hart gewesen gegen Jeanne und Reymond. Sie sind ja nur das, was sie naturgemäß werden mußten. Jeanne sprach im Zorn, sie glaubt nicht, was sie zu Dir sagte. Ob sie Recht haben, daß Ehre und Treue für den Armen eine lächerliche Anmaßung seien? Gewiß haben sie Recht. Solange die Pflichten und Rechte für die Menschen nicht die gleichen sind, gibt es keine Ehre, solange der Eine im Ueberfluß schwelgt, der Andere hungert, ist Treue ein Wahnsinn."

Langsam lösten sich Louison's Hände von dem Arm des Bruders, den sie wie hülfesuchend umklammert hatte. Jean Jaccard fuhr der Schwester beruhigend über das einfach gescheitelte dunkelglänzende Haar. Sie wehrte die Liebkosung trübe lächelnd ab.

„Du beweist mir am Ende noch, daß Geschwisterliebe eine Thorheit und daß für seine Ueberzeugungen sich zu opfern eine Lächerlichkeit sei, für die uns Niemand dankt."

„Man thut nie, was man will, sondern stets, was man muß. Es gibt für die große Masse der Menschen keine Entschlüsse und Neigungen, sondern Gewohnheit und Nothwendigkeit. Ich selbst —"

„Du selbst?" fragte Louison angstvoll.

„Wir selbst", sagte Jean Jaccard langsam und sinnend, „würden auf Seite der Unterdrücker stehen und uns vielleicht um einer Erbschaft willen hassen, wenn wir zufällig die Kinder reicher Leute und nicht die Waisen André Jaccard's und unserer Mutter wären. Nimm Dir daher die heftigen Worte Jeanne Duterey's nicht so sehr zu Herzen und suche das Leben zu ertragen, so gut es geht."

Jean Jaccard nahm seine Mütze und wollte gehen.

Da trat seine Schwester mit zuckenden Lippen ihm in den Weg. Langsam liefen ein paar Thränen

aus ihren glühenden Augen. Louison faßte den Arm des Bruders und sagte mit unheimlich leiser, drohender Stimme:

„Aber ich will dies Leben nicht ertragen, hörst Du? Ich will nicht. Ich fürchte das Elend. Ich will es nicht dulden, wenn es zugleich die Schande ist. Ich will es nicht, hörst Du?“

„Komm zur Ruhe, Louison, und hoffe mit mir auf den großen Tag, welcher auf den Trümmern des Bestehenden der Menschheit eine neue goldene Zukunft bringt. Dann können wir jubelnd leben oder uns opfern für alle und zeigen, daß wir nichts gemein haben mit jenen, welche Alles opfern für Genuß und Taumel eines Tages. Der Tag ist nicht mehr fern, Louison.“

Louison schüttelte finster den Kopf.

„Ich warte schon zu lange auf ihn. Dieser Hoffnung habe ich das Theuerste geopfert. Ich hätte auch das Elend lautlos hingenommen, aber wenn das Elend zugleich Gemeinheit und Schande ist — ich kann nicht, ich kann nicht.“

Louison war auf einen Stuhl gesunken und hatte mit zuckenden Händen die Lehne umfaßt. Ihr Körper bebte leise wie von Fieberfrost geschüttelt.

„Ich kann nicht, ich kann nicht“, flüsterte sie leise.

Jean Jaccard stand rathlos neben seiner Schwester. Sein verdüstertes Gemüth fand keinen Ausweg, keinen Trost, und zur Lüge war er zu ehrlich, und dennoch wagte er Louison in diesem Zustande nicht zu verlassen. Wie Louison eben, so hatte ihn einst seine Mutter angeblickt, damals, als sie vom Grafen Agenoux kam und ihr der Sohn den Schleier vom Gesicht riß, so hatten ihn die großen Augen verzweiflungsvoll angestarrt, die er nur wieder sehen sollte weit offen und gläsern und trübe wie das Wasser der Seine, das eine Nacht lang über sie dahingerollt.

Da klopfte es an die Mansardenthür, zuerst leise, dann stärker.

Ohne einen Laut von sich zu geben, schaute der Student auf, als sei es etwas höchst Sonderbares, daß es noch Jemand auf der Welt gäbe, der zu ihm komme.

Endlich öffnete sich die Thür von selbst, und eine hohe Frauengestalt trat ein, wie sie diese Räume wohl noch nie empfangen hatten. Es war die Baronin Mondélion; vor der Thür erblickte man mit abgezogenem Hut einen Bedienten in großer Livree, grün und mit Gold. Auch die Mutter René's hatte, zum ersten Mal seit dem Staatsstreich, große Toilette gemacht, und die imponirende Würde ihrer Gestalt ward noch

erhöht durch das Schleppkleid von schwarzem Moirée antique, das in schweren Falten ihr nachrauschte, und durch den Mantel von dunkelglänzenden Spitzen, deren dichtes labyrinthisches Gewebe, jeder Bewegung des Körpers sich anschließend, von ihren Schultern herabwallte. Ein Hut von Stuartform mit auf die Stirn hereingebogener Spitze umrahmte die weißen Haare und das ehrwürdig schöne Gesicht der alten Frau, welche, den befangenen Gruß des Studenten mit einem leichten Kopfnicken erwidernd, auf Louison zuschritt.

Jean Jaccard hatte die alte Dame erkannt und bemühte sich vergebens, seine Schwester aus der Lethargie aufzurütteln, in der sie sich befand. Erst beim Klang der Stimme der Baronin erhob Louison ihr verstörtes Gesicht, über das einige ihrer rabenschwarzen Haare verwirrt hereinhingen. Verstört starrte sie die Baronin an, die sich theilnehmend zu ihr niederbeugte.

„Sie haben Kummer, mein armes Kind! Was fehlt Ihnen? Vielleicht steht es in meiner Macht, Ihnen zu helfen.“

Mit gesenktem Haupte saß Louison und überließ ihre Hand der alten Dame, die so gütig zu ihr sprach, wie außer ihrem Vater und René noch nie ein Mensch zu ihr gesprochen. Aber sie schüttelte langsam den Kopf.

„Mir ist nicht mehr zu helfen.“

Das Auge der Greisin richtete sich schärfer auf das verzweifelnde Mädchen und eine leichte Unruhe lag auf ihren Zügen.

Dann wandte sie sich an den Studenten.

„Ich kenne den Grund des Kummers Ihrer Schwester nicht und bin daher nicht in der Lage, sie zu trösten. Doch ich vermisse ein anderes Glied Ihrer Familie, dessen Bekanntschaft ich zugleich mit der Ihrigen machte. Sie nannten damals die junge Dame Ihre Frau.“

Jean Jaccard hatte allmälig seine Fassung und seine gewöhnliche bescheiden nachlässige Ruhe wiedergefunden. Auch Louison richtete sich langsam auf und fing an mit ängstlichem Interesse der Unterhaltung zu lauschen.

„Jenes Mädchen“, sagte Jean Jaccard einfach und seine Stimme bebte nur wenig und sein Auge blieb trocken, „jenes Mädchen hat uns verlassen!“

Ueber das Antlitz der alten Dame glänzte es wie Zufriedenheit. Dann begann sie wieder:

„Und — Sie verzeihen meine Zudringlichkeit, sie entspringt den besten Beweggründen — ist jenes Mädchen nicht ersetzt worden?“

Das Wohlwollen, das in der Stimme der alten Dame klang, ließ Jean Jaccard das Indiscrete ihrer Frage nicht beachten.

„Nein, Madame! Ich habe nicht einmal an diese Möglichkeit gedacht. Vielleicht weil ich durch Bestrebungen ernsterer Art zu sehr in Anspruch genommen bin, vielleicht aus einem andern Grunde. Wer kennt sich selbst gut genug, um das bestimmen zu können!“

Die alte Dame sah den Studenten fest, aber freundlich an. Seine einfachen melancholischen Antworten gefielen ihr sichtlich.

„Ich entließ Sie etwas frostig, als Sie vor Monaten bei mir waren. Ich rechnete Sie zu den übermodernen Menschen, welche vor der eigenen Schwäche anbetend niederfallen, weil sie zu feig sind, sie zu bekämpfen und welche den Schmuz, in den sie selbst versunken sind, der ganzen Welt ins Gesicht spritzen möchten. Ich sehe, ich habe mich getäuscht, und ich freue mich darüber. Schon der Umstand, daß jenem Verhältniß kein zweites gefolgt ist, beweist mir, daß ich es zu hart beurtheilt habe. Ich kenne die Ziele nicht, welche Ihrer Jugend die Liebe so rasch ersetzen konnten, ich will sie auch nicht wissen, denn ich würde sie, nach unserm damaligen Gespräch zu schließen, wohl schwerlich billigen, welcher Art sie aber auch sein mögen, der Mensch, welcher in jungen Jahren bei heiß wallendem Blut schon fähig ist, seine Neigungen und Gewohnheiten idealen Anforderungen unterzuordnen, an

die er glaubt, ein solcher Mensch verdient unsere Achtung. Herr Jaccard, es thut mir leid, Sie damals falsch beurtheilt zu haben, geben Sie mir Ihre Hand."

Jean Jaccard konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, den diese Mischung von Liebenswürdigkeit und Hoheit, die der alten Dame zu Gebote stand, auf ihn machte. Zögernd gab er seine Hand. Die alte Dame ergriff sie freimüthig.

„Sehen Sie mich nicht so mißtrauisch an, Herr Jaccard. Ich will Sie nicht zum Proselyten der Aristokratie machen, am wenigsten im gegenwärtigen Augenblicke, wo das gemeinsame Vaterland keine Parteien und Rangunterschiede kennt, sondern blos Kinder, um es zu vertheidigen. Wenn Sie, und ich zweifle nicht, daß Sie bereits Ihre medicinischen Kenntnisse dem Vaterlande zur Verfügung gestellt haben, auf dem Schlachtfelde einen Verwundeten finden, der Ihrer Hülfe bedarf, es wird Ihnen gleichgültig sein, ob es der Sohn einer Aristokratin oder eines Tagelöhnerweibes ist, Sie werden ihm helfen."

Die Stimme der alten Dame zitterte, sie dachte an René.

Eine glühende Röthe bedeckte das Antlitz Jean Jaccard's. Etwas wie Trotz wölbte seine Lippen und mit niedergeschlagenen Augen antwortete er:

„Sie irren in Ihrer Voraussetzung, daß ich mich zum Militärdienst gemeldet. Der bevorstehende Krieg ist viel mehr gegen die Freiheit des eigenen Volkes als gegen das Ausland gerichtet, und wenn auch, die Interessen aller Völker sind solidarisch, es gibt blos einen gerechten heiligen Krieg, den gegen die gemeinsamen Unterdrücker.“

Die Baronin schaute dem jungen Mann eine Weile sprachlos ins Gesicht, dann sagte sie, und in ihrer Stimme klang die Ueberraschung nach, mit welcher die Erklärung des Studenten sie erfüllt:

„In der That, darauf war ich nicht vorbereitet, Herr Jaccard! Ich wußte, daß die Jugend Frankreichs sich gegenwärtig in den seltsamsten Verirrungen gefällt, aber daß es eine Anschauung gibt, welche den Sieg des eigenen Vaterlandes nicht wünscht, wenn es in den Kampf zieht gegen einen mächtigen Feind, der schon einmal unsere Fluren zertreten und seine Rosse in der Seine getränkt, daß man sich für den Verbündeten eines fremden Volkes erklärt, während dessen Geschosse schon auf Freund und Bruder gerichtet sind, das wußte ich noch nicht, das ist mir neu. Beantworten Sie mir nur noch eine Frage, Herr Jaccard, und dann will ich mich zufrieden geben: Sind Sie Franzose?“

Das Feuer der Entrüstung, mit dem die alte Dame sprach, hatte auch dem Studenten seine Sicherheit wiedergegeben.

„Ich bin Franzose, wie Sie sagen, aber erst in zweiter Linie, vor allem Andern bin ich Mensch und daher stehen mir auch die Interessen der Menschheit höher als die der Nation.“

Die alte Dame antwortete beruhigter, aber aus ihrer Stimme klang eine schmerzliche Bitterkeit.

„Sie begreifen, Herr Jaccard, daß eine Mutter, welche im Begriff ist, das einzige Kind, das ihr der Himmel gegeben, und in ihm zugleich den einzigen Verwandten und Freund, hinausziehen zu lassen in einen mörderischen Kampf für die Ehre des Vaterlandes, sich nicht in demselben Moment um die Rechte der Menschheit mit Ihnen zanken kann. Nur eins kann ich nicht verschweigen, was mir immer in dieser Zeit und auch hier wieder entgegentritt, das Bestreben, von den nächsten Anforderungen, die den vollen und ganzen Menschen brauchen, sich feig loszusagen und hochmüthig in das Allgemeine, Nebelhafte zu flüchten, das nur in der Phrase seine hohle Verkörperung findet. Ich entlasse mein einziges Kind mit der Ueberzeugung, daß, wer treu zu seinem eigenen Volke steht in der Stunde der Gefahr, auch den Dank der ganzen Welt verdient,

indem er ihr die Ueberzeugung gibt, daß Heldensinn und Mannestugend noch nicht ganz aus ihr geschwunden."

Jean Jaccard schien breiter und höher zu werden, stolz blitzten seine Augen bei der Anschuldigung, welche ihm die Greisin entgegenschleuderte.

„Wir werden eines Tages zeigen", sagte er, „daß wir den Muth haben, mit unsern Ueberzeugungen unterzugehen, wenn wir uns auch nicht, durch den allgemeinen Taumel verblendet, in einen blutigen Krieg hetzen lassen, um einem gekrönten Verbrecher über parlamentarische Verlegenheiten hinwegzuhelfen."

Die Baronin hörte bereits nicht mehr, was der Student sprach. Sie hielt die Hand Louison's, welche aufrecht vor ihr stand und ihr ins Gesicht schaute.

„René — Ihr Sohn geht auch in diesen Krieg, von dem sie alle sagen, daß er schrecklich sein werde?"

Der stolze, verächtliche Unmuth, der noch eben das Gesicht der Baronin überdeckt, machte einem traurig-freundlichen Lächeln Platz, als sie die Seelenangst des eben noch in verzweifelte Apathie versunkenen Mädchens gewahrte.

Sie streichelte fast kosend die Hand Louison's, die sie ergriffen hatte.

„Ei, sieh da, da sind wir ja lebendig! Ich habe, scheint es, die Zauberformel ausgesprochen, die den

Bann von Ihrem Herzen nahm, Mademoiselle. Ja, auch mein Sohn hat zum Schwert gegriffen beim ersten Trompetenstoß, auch er wird hingehen, um das beleidigte und bedrohte Vaterland zu schützen und zu rächen, ohne Murren, ohne Phrase, einfach, weil er es für seine Pflicht hält, wie für die eines jeden Franzosen, der die Waffen tragen kann. Sie scheinen Antheil an René zu nehmen. Ist es so?"

Louison senkte erglühend das Haupt.

„Es ist so."

„Sie würden ihn wohl betrauern, wenn — wenn er fiele?"

Louison nickte ein paarmal wie zerstreut mit dem Kopfe, dann rollten ein paar Thränen langsam herab und ihre Bewegung nicht länger beherrschend sank sie schluchzend in die ausgebreiteten Arme der Baronin.

Die Baronin küßte sie auf die hohe edelgeformte Stirn.

„Seien Sie ruhig, Kind! Ich komme ja, um Sie in seine Arme zu führen, ich weiß es ja, daß Sie seiner würdig geblieben sind trotz alledem; auch er hat unsaglich gelitten. Warum wollten Sie ihm nicht angehören, als er selbst gegen den Willen seiner Mutter Sie als sein Weib heimzuführen verlangte?"

Louison schlug die nassen Augen zur Baronin auf.

„Ich wollte ihm ja angehören, ich wollte ihm nur nichts danken."

„Wenn man so liebt wie Ihr beide, dann gibt man nur. Und jetzt? Wollen Sie mir folgen zu ihm oder ziehen Sie noch immer Ihren Stolz und Ihre Armuth dem Geliebten vor?"

Mit ängstlicher Scheu schüttelte Louison das Haupt und schmiegte sich fester an die alte Dame.

„Nein, nein! Man hat mir gesagt, daß Elend und Schande untrennbar seien, daß der Arme keine Ehre habe. Ich fürchte das Elend. Ich wollte den Morgen nicht erleben."

„Kind, Du frevelst. Und René, der sich selber fast verloren hat um Deinetwillen, seiner gedachtest Du nicht?"

„O immer!" flüsterte Louison. „Ich glaube, das Elend, das die Schande ist, kam mir blos deshalb so entsetzlich vor, weil es mich für immer von ihm trennte."

„So komm!" sagte die alte Dame erregt und auf ihren Wangen glühte das Roth der Jugend. „Komm! Ich habe ihm versprochen, daß er nicht mit gebrochenem Herzen in den heiligen Kampf ziehen soll."

Die Baronin wendete sich, noch immer Louison an der Hand haltend, die ihr willenlos gehorchte, zur

Thür. Da fiel ihr Blick auf den Studenten, der stumm und ohne ein äußeres Zeichen von Bewegung der ganzen Scene gelauscht hatte.

„Sie werden wohl nichts einzuwenden haben, Herr Jaccard, wenn ich Ihre Schwester unter meine Obhut nehme, bis sie die Gattin meines Sohnes ist."

Jean Jaccard schwieg eine Zeit lang und schien nachzudenken. Dann trat er rasch auf seine Schwester zu und küßte sie.

„Geh", sagte er traurig. „Niemand entgeht jener eisernen Nothwendigkeit, die er in der eigenen Brust herumträgt. Dieser Schritt stößt Alles um, was unser Vater und ich bisher geglaubt und gehofft. Ich hätte Dich lieber als das Weib eines Arbeiters, als die Geliebte eines Studenten gesehen, denn als die Braut eines Aristokraten, doch geh! Du kannst das Elend nicht ertragen, so wenig wie Deine Mutter."

„Jean!"

„Ich tadle Dich nicht. Jeder thut ja nur, was er muß, und ich möchte Dich nicht an mein Schicksal fesseln, auch wenn ich könnte; ich habe auch nicht mehr den Muth, den Tag der Entscheidung so heiß herbeizusehnen als bisher. Doch wie dem sei, wir wissen ja nichts von dem, was kommen mag — drum geh! Sei

oder träume Dich glücklich, solange Du kannst, es ist ja nur der Wechsel, der ewig derselbe bleibt."

Jean faßte das Haupt seiner Schwester mit beiden Händen und küßte es mehrmals.

„Suche Deinen Bruder zu vergessen und mit ihm Alles, was gewesen!"

„Niemals, Jean!"

„Glaube mir, es ist besser so. Geh!"

Die Baronin, durch diese Scene unwillkürlich bewegt, zog Louison zur Thür, welche sich rasch hinter den beiden Frauen schloß.

Jean blieb lange in derselben Stellung und sah nach der Thür, durch welche die Schwester verschwunden war. Als das Geräusch des wegfahrenden Wagens zu ihm heraufdrang, zuckte er zusammen.

„Allein!" murmelte er. „Es ist etwas Sonderbares allein zu sein. Der Zufall spielt tollere Komödien als die Porte St.-Martin — die Tochter André Jaccard's die Frau eines Barons, die sich auf vergoldeten Stühlen spreizt und mit zwei Lakaien hintenauf ins Bois fährt. Es ist zu sonderbar, als daß etwas Gutes daraus entstehen könnte, sie wird elender werden, als das Elend der Mansarde sie gemacht, meine arme Louison. Es darf nicht sein, ich leide es nicht, daß sie ihr das Herz vergiften."

Jean Jaccard stürzte nach der Thür, auf halbem Weg hielt er inne.

„Laß sie! Sie hält sich ja für glücklich, und ein Moment Glück, auch wenn man danach doppelt elend wird, ist besser als diese lange trostlose Oede, wo vor und hinter uns nichts liegt als kaltes dunkles Elend. Mögen sie ihr das Herz umwenden, daß sie keine Erinnerung mehr hat für die Vergangenheit und über ihre glänzenden Säle nicht mehr hinaussieht, ich will mich zur Seite schleichen, wenn ihre goldene Carrosse an mir vorüberfährt, sie soll durch mich keinen Augenblick daran erinnert werden, daß sie nicht in Purpur und Seide geboren ist."

Jean Jaccard sank wie müde auf einen Stuhl. Da öffnete sich leise die Thür und den Kopf ängstlich vorstreckend schlich Père Androlet herein.

„Sie ist fort!" flüsterte er, als fürchte er den Wänden des von ihr verlassenen Heiligthums ein Echo zu entlocken. „Sie ist fort. Ich wußte es, daß sie fort ist, ich sah sie ja einsteigen. Die große seidene Frau und der goldene Diener halfen ihr dabei, und sie hat mich nicht einmal angesehen, trotzdem ich dicht dabei stand. 's war wohl eine Fürstin, die sie geholt hat. Bst!"

Père Androlet riß die Augen weit auf und ließ einen langen unheimlichen Zischlaut vernehmen.

„Holla! Es waren ja dieselben gefleckten Pferde wie damals und der Diener hatte denselben Rock an. Sie ist bei ihm, sie kommt nicht wieder.“

Jean Jaccard nickte.

„Armer Androlet, sie kommt nicht wieder!“

Die Augen Père Androlet's rollten wild und er sprang wie ein Tiger auf Jean Jaccard zu und packte ihn mit seiner welken Faust an der Brust.

„Du Hund, warum hast Du sie fortgelassen? Hole sie wieder oder ich erwürge Dich!“

Jean sprang auf und schleuderte den Wüthenden von sich, der nun schäumend im Zimmer auf und nieder rannte.

„Ihr habt mich betrogen, alle, alle. Ihr habt gesagt, ich soll Revolutionär, ich soll ein Lump werden, dann gehört sie mir, und jetzt habt Ihr sie an die Aristokraten verkauft und habt mein Hab und Gut aufgefressen. Ihr meineidigen Schurken, Ihr Diebe, ich zeige Euch an, ich bringe Euch aufs Schaffot, Dich, Louison, Reymond, alle! Ihr habt den Kaiser umbringen wollen, jetzt bringt man Euch um. Alle sollen es hören, wie Ihr den armen Père Androlet betrogen habt, alle.“

Und Père Androlet stürzte zum Fenster und schrie: „Mörder! Diebe! Feuer!“

Die Augenbrauen Jean Jaccard's hatten sich zu-

sammengezogen, um seine bleichen Lippen lag eine finstere Entschlossenheit.

Mit raschem Schritt trat er hinter Père Androlet, der schon das Fenster aufgerissen hatte, und streckte ihn mit einem sichern Faustschlag auf den Wirbel zu Boden.

Stöhnend brach der dicke Krämer zusammen.

Jean Jaccard beobachtete eine Weile mitleidig das blutunterlaufene Gesicht des Betäubten, dann holte er aus dem Nebenzimmer eine Kanne mit Wasser und bespritzte Père Androlet's Gesicht.

Der dicke Krämer schlug die Augen auf und blickte verwirrt um sich. Sein Gesicht war sehr bleich geworden. Allmälig schien er sich des Vorgefallenen zu erinnern, fing leise zu schluchzen an und drückte sein nasses Gesicht an Jaccard's Hand.

„Ich thue Euch nichts. Nur noch einmal möchte ich sie wiedersehen. Versprich mir, Jean, daß ich sie noch einmal sehen darf, noch einmal.“

Der verliebte Krämer schluchzte herzbrechend, und Thränen standen auch in den Augen Jean Jaccard's.

Sechstes Kapitel.

Hunger.

Das kleine Pförtchen an der Seite des gewaltigen Thors von Mazas hatte sich hinter Stanowsky geschlossen. Das Gefängniß hatte ihn auf höhern Befehl aus seinen Registern gestrichen und ohne Commentar, ohne Erklärung war er einfach in Freiheit gesetzt und der Gesellschaft, die ihn ausgestoßen, wiedergegeben worden.

Geblendet von dem freien Himmelslichte, das auf ihn eindrang, berauscht von der Luft, die um seine Wangen strich, taumelte Stanowsky durch die Avenue von Mazas und stand endlich auf der Place du Trône. Ein reges Leben herrschte an der Barrière; mit klingendem Spiel marschirte Regiment um Regiment von Vincennes herein. Das Volk in Holzschuhen und Blouse

das dieses Viertel bewohnt, kam herbeigeströmt; hohlwangige Weiber mit schwarzen glühenden Augen hoben halbnackte Säuglinge hoch über die Köpfe, vierzehnjährige Gamins mit allen Spuren frühreifen Lasters auf der schmuzigen Stirn pfiffen grell in die Finger, und die Soldaten schwenkten die Käppis: „A Berlin! A Berlin!“

An den Fenstern der Soldatenkneipen mit den großen Hausnummern, welche St.-Mandé bilden, erschienen grellroth bemalte Frauengesichter in weißen über die Maßen ausgeschnittenen Kleidern und schrieen: „A Berlin!“

Und der afrikanische Tirailleur fletschte die weißen Zähne zwischen den wulstigen Lippen und warf eine Kußhand hinüber nach der Stätte seiner Freuden und schrie: „A Berlin, a Berlin! Vive Madame la France!“

Stanowsky, der sich noch kaum an Licht und Luft gewöhnt, sah sich plötzlich von Gestalten umgeben, vor denen selbst der eben aus dem Gefängniß entlassene Gefangene zurückbebte. Gestalten, wie man ihnen sonst nur am Napoleonstag begegnet oder wie sie zur Zeit der Opernbälle die Eingänge der Passage de l' Opéra umlagern und auf die Masken Jagd machen, waren heute aus den schmuzigen Löchern und Winkeln, in die nie ein Polizist sich wagt, gelockt worden durch den

Ruf: „A Berlin! A Berlin!“ und wälzten sich brüllend an der Seite der Truppen durch die Straßen.

Stanowsky wurde mitgerissen. Mehrmals fühlte er fremde Hände in seinen Taschen. Er bemühte sich nicht, den Dieb zu greifen. Alles, was er irgendwie hatte entbehren können, war zu Geld gemacht.

„A Berlin!“

Vor der Kaserne, wo ein Regiment aufmarschirte, kam der Haufe, der den kaum befreiten Gefangenen mitschleppte, zum Stehen. Stanowsky zweifelte an der eigenen Vernunft bei den tollen Reden rings umher. In die Zellen von Mazas, wo es den Wärtern bei Dienstentlassung verboten ist, den Gefangenen politische Nachrichten mitzutheilen, war die Kunde vom Kriege mit Deutschland nicht gedrungen.

„Was bedeutet denn dies Alles?“ wendete er sich an seinen Nachbar.

Der Anwohner der Barrière du Trône sah ihn mißtrauisch über die Schulter an.

„Ihr wollt mich foppen, Bürger. Ihr wißt so gut wie ich, daß wir Krieg haben.“

„Krieg? Mit wem?“ fragte Stanowsky mit aufrichtigem Erstaunen.

Der Bürger von St.-Mandé ließ ein lautes Uff! vernehmen und wendete sich an die Umstehenden.

„Hört, meine Kinder! Da ist ein Kauz, der nicht weiß, daß Badinguet dem König von Preußen den Krieg erklärt hat, weil der Kronprinz von Preußen spanischer König werden soll. Als ob Spanien nicht französische Provinz wäre von alters her."

„Ah bah!" sagte ein Anderer, „das weiß ja jetzt Jedermann. Der Kauz ist ein Narr oder ein Mouchard."

Einige Fäuste erhoben sich drohend.

„Ruhe, Bürger!" rief da der, an den sich Stanowsky zuerst gewendet und der sich deshalb verpflichtet hielt, die Protectorrolle zu übernehmen. „Zur Stunde, wo die große Nation einig ist in ihrem Zorn, gibt es keine Mouchards. Badinguet hat sie alle nach Preußen vorangeschickt. O er ist schlau! Man wird es sehen."

Die drohende Gefahr war von dem Haupte Stanowsky's abgewendet. Er drückte sich durch die Menge und suchte eine stillere Seitengasse auf.

„Also Krieg mit Preußen!" Stanowsky's geschwächtes Gehirn vermochte die Nachricht nicht sogleich in ihrer ganzen Größe zu fassen. „Krieg mit Preußen!" Stanowsky dachte daran, daß er in Rußland Soldat gewesen und einige Zeit im Kaukasus gestanden, aber ein Fieberfrost schüttelte ihn, wenn er an seine Desertion von der äußersten Vorpostenkette durch ganz Rußland dachte.

Und doch, was sollte mit ihm geschehen! Er war frei, das war aber auch Alles. Er hatte keinen Sou in der Tasche, keine Wohnung, sogar das Gefangenenfrühstück hatte ihm die sparsame Gefängnißverwaltung nicht mehr gegeben.

Nachdem die erste Ueberraschung allmälig geschwunden, spürte Stanowsky Hunger. Er war auf den Boulevards angekommen. Betrunkene Soldaten zogen Arm in Arm, die ganze Breite der Trottoirs einnehmend, einher und sangen Lieder zum Hohne der Preußen, deren Caricaturen überall an den Schaufenstern eine große Menschenmenge anlockten.

Die Pariser jubelten den Soldaten zu und fraternisirten mit ihnen; es waren Vincenner Jäger, dieselben, welche am zweiten December über dieselben Boulevards auf unbewaffnete Spaziergänger zum Spaß Scheibe geschossen. Jedermann suchte einen Soldaten zu bekommen, um ihn in ein Cafè oder Restaurant zu führen, damit der Vaterlandsvertheidiger nicht einen Moment nüchtern werde.

Stanowsky dachte daran, Soldat zu werden, um sich satt zu essen. Er verwarf den Gedanken wieder, denn man nahm ihn schwerlich ohne Papiere, und wenn man vernahm, daß er in Mazas gewesen, konnte er leicht wieder aufgegriffen und ins Gefängniß ge-

liefert werden. Und wenn man ihn nahm, so bekam er auch noch nicht sogleich zu essen.

Es war schon Nachmittag und Stanowsky hatte sich bereits sechs Stunden auf der Straße herumgetrieben. Die Zunge klebte ihm am Gaumen vor Durst und sein Hunger wurde zum Fieber, der ihm den Schweiß auf die Stirn trieb.

Stanowsky dachte daran, zu betteln. Er stellte sich neben einen behäbig aussehenden Herrn, der sich lüstern einen Hummer im Schaufenster eines Restaurants betrachtete und die Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch trug, und sprach ihn an. Der dicke Herr maß ihn von oben bis unten.

„Aber um des Himmels willen, Sie haben ja ganz gerade Beine und sind ausgezeichnet gewachsen, warum werden Sie denn nicht Soldat?“

Stanowsky und der dicke Herr standen sich einen Augenblick erstaunt gegenüber. Dann lachte Stanowsky laut und höhnisch auf und der dicke Mann suchte roth vor Entrüstung das Weite. Es war Doctor Herbiot.

Eine schreckliche Verwünschung in ungarischer Sprache folgte ihm nach.

Stanowsky hob die Faust, um das Fenster entzwei zu schlagen, hinter dem ihm zum Hohn das prächtigste Wildpret, Berge von Austern lagen.

Da fiel ihm die goldene Schrift in die Augen, die das Fenster zierte: Bonnefoy.

Bonnefoy! Eine Welt von Erinnerungen stieg vor Stanowsky auf. Wenn die alten Kellner noch da waren, so kannten sie ihn vielleicht und gaben ihm Credit. Aber wenn sie nicht da waren — Stanowsky hatte schon einen Fuß über die Schwelle des Spiegelsaals gesetzt, und der Speiseduft, den er mit aufgespannten Nüstern gierig einsog, ließ ihn nicht mehr los. Er trat ein und setzte sich an einen Tisch nahe der Thür. Lauter fremde Gesichter starrten ihn verwundert an — blos gutgekleideter Pöbel verkehrt bei Bonnefoy.

Stanowsky konnte nicht mehr zurück. Er mußte essen. Er schlug die Speisekarte auf und bestellte mit heiserer Stimme ein Diner wie in seinen besten Tagen Die ihm unbekannten Kellner servirten ihm mißtrauisch. Aber die aufgeregte Zeit brachte sonderbare Gestalten an die Oberfläche und sie wagten daher nicht, laut an der Zahlungsfähigkeit des seltsamen Gastes zu zweifeln, dessen Appetit sie schaudern machte.

Endlich war Stanowsky gesättigt. Mit tiefem Wohlbehagen reckte er die Glieder. Wenn er auch sofort wieder ins Gefängniß mußte, er hatte gegessen, herrlich gegessen, bis auf den letzten Tropfen geleert

stand eine Bouteille des schwersten Burgunders vor ihm und ihr Widerschein glühte auf seinen Wangen.

Immer zudringlicher machten sich die Kellner in seiner Nähe zu schaffen — Stanowsky blieb. Alle Gäste, selbst die, welche nach ihm gekommen waren, hatten das Lokal verlassen — Stanowsky blieb.

Endlich trat der Oberkellner an Stanowsky heran und präsentirte ihm die Note — fünfundzwanzig Francs. Stanowsky griff in die Tasche, dann in eine andere — die Komödie gelang ihm schlecht; die Kellner, die sich um ihn versammelt hatten, lächelten bereits hämisch, ehe er die Entschuldigung stammeln konnte:

„Ich habe mein Geld vergessen."

Da wurde es lebendig unter dem Kellnervolk. Wie ein Wild, das ausbrechen will, war Stanowsky umstellt, und unheilverkündend pflanzte sich der Ruf: „Die Polizei! Die Polizei!" bis in die äußern Räume fort.

Stanowsky überkam auf einmal eine entsetzliche Angst vor dem Gefängniß, dem er kaum entronnen war. Wild blickte er um sich. Die Thür nach der Straße war verlegt durch drei Kellner und öffnete sich überdies nach innen, aber die Thür nach den Cabinets war offen und auch von dort gelangte man ins Freie.

Mit einem tigerähnlichen Satz hatte er den Oberkellner zur Seite geworfen und stand an der Thür. Aber bleich und bebend, als habe er ein Gespenst gesehen, taumelte er zurück.

Eleonore an dem einen, ihren Shawl auf dem andern Arm, kam Herr Fränkel von den Cabinets herab. Er sah aus wie immer, nur seine Sommersprossen traten deutlicher hervor als früher, aber Eleonore war ein altes Weib geworden. Blöde starrte ihr trübes Auge zwischen vergilbten Wangen hervor, ihre Unterlippe, die früher der Luft fast impertinent entgegenstrotzte, hing welk nach abwärts, und obwohl ihre Gestalt viel von ihrer Fülle eingebüßt hatte, war ihr Gang matt und tappend.

„Heda“, rief Herr Fränkel über die Treppe herunter, „einen Wagen für meine Frau! Einen Wagen für Frau Fränkel! Frau Fränkel will aufmerksam bedient sein, Ihr Schlingel!“

Eleonorens Arm zitterte bei diesen Aufmerksamkeiten ihres Gatten. Nun seit Monaten aß sie allabendlich zur selben Stunde in demselben Cabinet und hörte die Lobpreisungen ihres Gemahls über ihre Treue. Tag und Nacht mußte sie an die schreckliche Stunde denken, die ihr jeden Abend bevorstand. Sie ward fast blödsinnig durch diese immer wiederkehrende

moralische Marter, aber der rothe Fränkel blieb unerbittlich. Der Krieg brach über Nacht herein, es ließ ihn gleichgültig, das Pferdeaushebungsgesetz leerte seine Ställe, er blieb ruhig, man stellte ihm die günstigsten Anträge für Pferdelieferungen, er hatte keine Zeit dazu, er hatte für nichts Zeit, er lebte für nichts als für seine Rache.

Jetzt trat ein lebhaftes Roth zwischen seinen Sommersprossen hervor, seine Augen glitzerten grünlich. Er hatte Stanowsky erblickt, den die Faust eines Kellners am zerrissenen Sammtkragen seines Paletots hielt, während ein anderer auf ihn losschlug und „Spitzbube" schrie.

Der rothe Pferdehändler lächelte.

„Darf ich Madame Fränkel Herrn Stanowsky vorstellen? Ein sehr eleganter Cavalier und verehrter Kunde von mir, ausgezeichneter Reiter, hat ganz unbändiges Glück bei den Weibern — ganz unbändig!"

Madame Fränkel fiel rückwärts, daß ihr Kopf dumpf gegen die Treppe schlug.

„Einen Wagen!" rief Herr Fränkel nochmals. „Rasch, Ihr faulen Schlingel! Dieser Herr ist höflich genug, noch einen Moment zu warten, ehe Ihr ihn auf die Polizei bringt. Einen Wagen für Frau Fränkel!"

Stanowsky war in den Spiegelsaal zurückgerissen

worden und zwanzigfach strahlte ihm sein zerzaustes Ebenbild unter den Händen der Kellner aus den Spiegeln entgegen.

Da hörte er plötzlich eine ruhige helle Stimme neben sich, die in sanftem Ton sagte:

„Ich kenne diesen Herrn und werde für ihn bezahlen."

Die Kellner waren unschlüssig und blickten einander an. Der Herr mit der sanften Stimme zog eine mächtige Börse und fragte:

„Wieviel beträgt die Zeche des Herrn?"

„Fünfundzwanzig Francs!"

Stanowsky fühlte die Faust an seinem Rockkragen etwas lockerer werden.

Der Herr mit der sanften Stimme warf zwei blitzende Napoleons auf die Marmorplatte des nebenan stehenden Tisches, daß sie einen hellen Ton gaben.

„Der Rest ist für Eure Mühe, meine Kinder!"

Die Fäuste der Kellner löſten sich von Stanowsky's übelzugerichtetem Anzug und er betrachtete sich seinen seltsamen Befreier.

„Ich kenne den Herrn", hatte dieser gesagt, Stanowsky kannte ihn nicht im geringsten. Es war ein mittelgroßer Herr in einfacher und etwas spießbürgerlicher schwarzer Kleidung mit glattrasirtem Gesichte

und blonden dünnen Haaren, die ebenso gut einem protestantischen Geistlichen als einem Schulvorsteher angehören konnten, und sprach das Französische mit etwas fremdländischem Accent. Mit einem Wort, es war der Mann von London.

„Wollen Sie mir vielleicht das Vergnügen machen, eine Flasche Bordeaux mit mir zu trinken? Ich hoffe, daß es hier eine genießbare Sorte geben wird! Kellner! Eine anständige Flasche Bordeaux und zwei Gläser! Aber rasch!"

Die Kellner schossen nach allen Richtungen auseinander.

Als die beiden Männer an einem Ecktisch vor der Flasche Platz genommen hatten, mit ängstlicher Scheu beobachtet von dem eben noch so aufgeregten Kellnervolk, begann Stanowsky's seltsamer Retter ein Gespräch, das ganz so klang wie ein Verhör.

„Sie sind im Augenblick ohne die Mittel, sich Ihren Lebensunterhalt zu verschaffen."

„Wie Sie sagen."

„Sie sind vielleicht auch obdachlos."

„So ist es."

„Sie haben auch keine Aussicht, daß Ihre Verhältnisse in nächster Zeit sich bessern."

„Keine."

„Sie sind Militär gewesen Ihrem Aeußern nach."

„Allerdings, in Rußland."

„Sie sprechen die französische Sprache rein und vollkommen, dennoch ist sie nicht die Ihrige."

„In der That, ich bin Ungar."

„Sprechen Sie noch andere Zungen?"

„Russisch, englisch, italienisch, deutsch."

„Jedenfalls schreiben Sie diese Sprachen ebenso gut, wie Sie dieselben sprechen."

„Noch besser sogar."

Der Mann von London hielt inne und blickte eine Sekunde sinnend in sein Glas, dann schaute er rasch auf.

„Wie kommt es, daß Sie bei all Ihren Kenntnissen und zu dieser Zeit mittel- und obdachlos sind?"

Stanowsky hatte das Gefühl, als ob diesem Manne gegenüber eine Lüge zu sagen eine Lächerlichkeit wäre, und er antwortete daher mit einer an Cynismus streifenden Offenheit:

„Ich wurde so eben aus Mazas entlassen, wo ich Schulden halber zwei Monate saß."

Der Mann von London lächelte.

„Ah, das ist gut — daß man Sie entließ, meine ich. Und was gedenken Sie nun zu beginnen?"

„Ich bin darüber noch nicht schlüssig."

„Dann möchte ich Ihnen anbieten, in meine Dienste zu treten. Ich bin Agent — mehrerer Handelsgesellschaften, wollen wir sagen. Ich brauche einen Secretär, denn meine Correspondenz nimmt immer zu. Auch Ihre militärischen Kenntnisse kommen mir gerade recht, da wir mit Rußland Geschäfte in Armeebedürfnissen machen wollen. Ich gebe Ihnen Wohnung und fünfhundert Francs monatlich, vorläufig. Wir wissen ja nicht, ob wir uns gefallen. Nur mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich sehr einsam lebe. Ich liebe die Gesellschaft und die Menschen im Allgemeinen nicht."

„Ich hasse sie", knirschte Stanowsky und dämonisch zuckte es über sein Gesicht.

Der Mann von London lächelte mild.

„Gut, dann passen wir ja zusammen. Hier ist meine Hand, das Geschäft ist abgemacht."

Stanowsky schlug ein.

Der Mann von London zählte fünfhundert Francs in Gold auf den Tisch.

„Hier Ihr erster Monatsgehalt. Wie heißen Sie?"

„Ich heiße Etienne Stanowsky."

„An meinem Namen liegt nichts, auch behält man ihn schwer. Ich empfange meine Briefe stets unter der Adresse meiner Secretäre und diese unterzeichnen die abgehenden. Sie werden in die Geschäfte bald eingeweiht

sein, es ist keine Hexerei. Haben Sie noch etwas zu thun? Wenn nicht, so will ich Ihnen Ihre Wohnung zeigen. Kellner, einen Wagen! Morgen werde ich Ihnen meinen Schneider schicken, Herr Stanowsky. Ich liebe es, meine Bediensteten elegant zu sehen. Sie kennen die elegante Welt hier, nicht wahr? Dann können Sie mir vielleicht manches Interessante erzählen."

Stanowsky raffte die Napoleons mit zitternden Händen zusammen. Der Mann von London lächelte.

„Guten Abend, meine Freunde!" sagte der Mann von London gütig zu den Kellnern, die dem freigebigen Herrn ehrfurchtsvoll die Thüre öffneten.

Als Stanowsky mit dem seltsamen Mann allein in dem dunklen Wagen saß, rückte er weit ab in die Ecke. Er fühlte zum ersten Mal in seinem bewegten Leben etwas wie abergläubische Furcht. Es war ihm, als habe er für ein Stück Brod seine Seele verkauft.

Siebentes Kapitel.

Babels Auszug.

Es war am Tage des feierlichen Auszugs der kaiserlichen Garden. Der Kaiser hatte über die prächtigen Regimenter eine Revue auf dem Marsfelde abgehalten, und über die Champs Elysées, die Place de la Concorde, die Rue Rivoli, an den Tuilerien vorbei, bis zur Rue Richelieu und dann die Boulevards entlang zum Straßburger Bahnhof zogen unter dem endlosen Jubel der Bevölkerung die siegesgewissen Schaaren. Mächtige Wolken Staubes stiegen zum glühenden Julihimmel empor und daraus hervor tönten die berauschenden Klänge der Marseillaise, blitzten die Bajonette.

Halb erstickt vom Staub, der von der Straße emporwallte, lehnte Léonie Lebrun weit aus dem Fenster und winkte mit einem gestickten Taschen-

tuch, das fünfhundert Francs gekostet hatte, den scheidenden Kriegern zu. Zum ersten Mal, seit sie die Geliebte des Grafen Entretout war, durfte sie sich öffentlich an den Fenstern seines die Ecke der Rue Rivoli und Rue de la Paix bildenden Hotels zeigen, es war ja der große Tag der allgemeinen Versöhnung, alle Vorurtheile, allen Hader übertönten die Trommelwirbel des Angriffs, die Fanfaren des Siegs. Léonie Lebrun war Französin bis ins Mark ihrer zierlichen Glieder. Anfangs, noch an jenem Abende, als sie im Casino d'Or ihren Geliebten um zweimalhunderttausend Francs ärmer machte, lachte sie darüber, wenn man ihr sagte, daß es zum Kriege kommen werde. Sie war von dem Uebergewicht ihres Vaterlandes über den Rest der Welt so sehr überzeugt, daß sie hohe Wetten einging, die Preußen würden im letzten Augenblick, um den Krieg zu vermeiden, in alle ihnen gestellten Bedingungen willigen. Inzwischen spielte sie, um unnöthigerweise keine Zeit zu verlieren, flott weiter. Es kam anders. Léonie war überrascht und meinte nun, Frankreich dürfe sich jetzt auf keine Verhandlungen mehr einlassen. Nur wenn Preußen sofort eine Provinz abtrete, könne man Frieden schließen. Léonie Lebrun schlug ihrem Geliebten vor, den Kaiser zu bestimmen, daß er zu diesem Zwecke die Provinz vorschlage, in der Baden-Baden

liege. Sie hatte dort eine Saison zugebracht und hielt es nach Paris für den erträglichsten Ort der Welt. Dieses Urtheil ward ihr um so leichter, als sie außer Paris und dem erwähnten Bade noch an keinem andern Orte gewohnt hatte.

Je unbegreiflicher Léonie in ihrer liebenswürdig genialen Beschränktheit die Verstocktheit der Preußen erschien, desto nothwendiger dünkte es ihr, sie zu züchtigen, und mit dem übersprudelndsten Enthusiasmus eines echten pariser Herzens that sie das Ihrige, um den Heldenmuth der scheidenden Krieger zu entflammen.

Graf Entretout stand etwas rückwärts von ihr am Fenster. Er fühlte sich bei all dem recht unbehaglich. Diese laute lärmende Oeffentlichkeit war ihm ein Greuel, aber er nahm das Alles schließlich hin als eine Concession an die große Masse des Volkes, zu der man nun einmal klugheitshalber verpflichtet sei. Er betrachtete — und darin traf sein Quietismus mit der Skepsis seines politischen Antipoden Jean Jaccard fast zusammen — den ganzen Krieg als eine diplomatische und parlamentarische Nothwendigkeit, um einerseits die müßiggängerische Phantasie des eigenen Volkes von gefährlichen Spielereien abzulenken, andererseits eine demonstrative Diversion gegen die in letzter Zeit etwas ungalante ausländische Diplomatie zu machen. Er war

zwar weniger als seine Geliebte davon überzeugt, daß die Preußen noch vor dem Beginn des Feldzugs um Frieden bitten würden, er unterschätzte den Gegner sogar weniger als viele seiner Freunde, aber er zweifelte nicht daß man nach einer einzigen für das Kaiserreich günstigen Schlacht preußischerseits in eine entsprechende Gebietsabtretung und eine Reorganisation der deutschen Verhältnisse im Interesse Frankreichs willigen und dadurch der unerquicklichen Aufregung ein Ende machen werde. Er verschwieg das auch gegenüber Léonie nicht, küßte sie aber doch für das Feuer, mit dem sie die europäische Führerrolle Frankreichs vertheidigte; mit dieser Glut auf den gewöhnlich marmorblassen Wangen, mit diesem sprühenden Glanz in den sammtartigen Rehaugen erschien sie ihm entzückender denn je, und um länger das Wogen ihrer herrlichen Brust im Sturme der Begeisterung zu beobachten, hatte er, was kein anderer Cavalier gewagt hätte, der Geliebten sein Hotel zur Verfügung gestellt, um von seinen Fenster aus dem Abmarsch der kaiserlichen Garde beizuwohnen.

Léonie hatte auch bereits jede Rücksicht, welche ihr die Stellung des Geliebten hätte auferlegen sollen, im Drang des Augenblicks glücklich vergessen. Ihre Stimme konnte man zwar nicht hören bei dem frenetischen Geschrei des Pöbels, das die Lüfte erfüllte, aber ihre

exaltirten Geberden sah man und mancher Offizier strich sich beim Anblick der schönen begeisterten Dame heldenkühn den martialischen Schnurrbart, und das von einer sechsstündigen Parade im glühenden Sande des Marsfeldes todmüde Pferd wurde zu einer Lançade gequält.

Ein ungeduldiges nervöses Zucken flog bei dergleichen Anlässen über das Gesicht des Grafen. Alles Aufsehen war ihm zuwider und dennoch war er eine zu ritterliche Natur, um Léonie, nachdem er sie einmal eingeladen, auch nur einen Augenblick zu verleugnen.

Da plötzlich schien Léonie wieder etwas recht Interessantes gesehen zu haben.

„Da sieh doch, Alfred, das ist ja der Professor Herbiot. Er sieht in seiner Uniform beinahe so komisch aus wie damals bei dem hübschen Duell zwischen dem dummen Lord und dem tugendhaften Mondélion, wo er ein so unsaglich dummes Gesicht machte. Also auch er — ich hätte ihm das nicht zugetraut.“

„Seiner Uniform nach ist er Generalarzt“, sagte der Graf etwas mißvergnügt, „und seine ganze Heldenthat besteht darin, daß er sich eine glänzende Uniform und einen nicht unbedeutenden Gehalt beigelegt hat und im Begriff ist, den Hörsaal in der Ecole de médécine mit den Spitälern in Chalons zu vertauschen. Das ist Alles.“

Professor Herbiot, sich mit Mühe auf dem lammfrommen Pferde haltend, blickte im Schweiße seines Angesichts weder rechts noch links, er hatte genug mit sich selber zu thun. Sogar die Witze der immer zungenfertigen Pariser Straßenjugend über seine Beleibtheit ließen ihn ungerührt, er hatte die Nachtheile dieser unverhältnißmäßigen Erweiterung des Zellengewebes während der sechsstündigen Parade bereits bitter erfahren und war im Begriff, ein fanatischer Anhänger Banting's zu werden, den er bis jetzt immer hochmüthig verlacht hatte.

„Eine Uniform müßte Dich gut kleiden, Alfred!" sagte Léonie plötzlich, nachdem sie längere Zeit sehr schweigsam gewesen war.

Der Graf lachte ärgerlich.

„Die weiten Hosen und breiten Galons der Garde müßten sich zu meinen dünnen Beinen etwa ähnlich eignen wie für Herbiot's Bauch das Collet. Nein, Léonie, ich sehe höchstens im Frack noch erträglich aus. Du weißt, ich bin der einzige Cavalier bei Hofe, den der Kaiser mit einer Uniform verschonen mußte; einmal hatte ich die Kammerherrnuniform an, aber ich drohte mich für immer in die Provinz zu verbannen, wenn man mir Uniform und Charge nicht sogleich wieder abnehme. Die Kaiserin machte ein ungnädiges

Gesicht, als sie mich wieder in Civil sah, aber der Kaiser lachte. Vor ungefähr sechs Wochen war ich an der Reihe, daß meine Rosette mit dem Comthurkreuz ersetzt wurde. Ich fand, daß das zu einem schwarzen Frack und weißer Weste ganz pöbelhaft steht, und der Kaiser sah das ein. Es ist unverzeihlich von Dir, Léonie, daß Du auf eine Idee kommen kannst, deren Ungereimtheit ich selbst meinem Soldatenkaiser zu beweisen vermochte, als er mir das Commando des Gardelanciersregiments antrug, das er in seiner nächsten Umgebung zu behalten wünschte. Ich bewies dem Kaiser, daß der Wirrwarr des ganzen Kriegs und Lagerlebens etwas meiner ganzen Natur so Widersprechendes sei, daß ich lautes Commandiren für eine so unzweckmäßige und brutale Anstrengung des Kehlkopfs halte, daß ich infolge dessen ihn und mich so gründlich langweilen würde, daß er mich nach vierzehn Tagen wieder nach Hause schicken müßte. Der Kaiser war vernünftig und gütig genug, das einzusehen, und jetzt kommst Du, um mich zu ärgern, Léonie. Sieh da unten Lord Watkins an der Spitze der englischen Ambulance — für solche Naturen paßt der ganze Schwindel."

In der That ritt der Lord so eben vorüber. Er hatte sich unzweifelhaft sehr zweckmäßig costümirt, sah aber in seinem riesigen Filzhelm von antiker Form,

wie sie in Indien gegen die Glut der Sonne getragen werden, in seinen grauen wasserdichten Leinwandkleidern und den Genfer Kreuzen, mit denen sein Pferd bis zur Unförmlichkeit bedeckt war, dennoch sonderbar genug aus. Das Publikum lachte, wo er vorüber kam.

„Wer ist denn das?"

„Das ist der Pompier, der das Feuer löschen muß, wenn die Fracks der alten Garde Feuer fangen."

Léonie Lebrun, sonst so empfänglich für derlei, lachte nicht. Ein Weib, mag es sich noch so wenig über die Stufe täuschen, auf der es steht, will doch zum Mann emporsehen können in demjenigen, was allein den Mann macht.

Alfred Entretout errieth wohl den Gedankengang Léonie's und die Gründe ihres Schweigens und suchte das Peinliche der Situation wegzuscherzen.

„Tröste Dich, Léonie; morgen, wenn das Gedränge und Geschrei vorbei ist, wirst Du Alles in einem andern Lichte erblicken. Ich bin eben nicht zum Helden geschaffen, und wenn ich aus Unvorsichtigkeit etwas beginge, was die Andern für eine Heldenthat erklärten, ich würde mich sehr beängstigt dadurch fühlen, würde mir wie der geschmackloseste Prahlhans erscheinen. Ich bin nicht feig, gewiß nicht, mir liegt wenig an dem, was man Leben heißt, aber mehr wie den Tod hasse ich den

Schmuz und die Unbequemlichkeit des Lagerlebens, das Getöse, die Unruhe eines Feldzugs. Wenn sie mir morgen sechs Preußen ins Bois schicken, mit dem Befehl, mich mit ihnen herumzuhauen auf Tod und Leben, bei dem guten Geschmack aller Zeiten, ich thu's, wenn man es für nöthig hält. Aber mich zwischen Geschützkarren und Ambulancen auf einer schmuzigen Landstraße herumquälen, in dem Bett eines Bauers übernachten und am andern Tag mit Jucken nicht in die Schlacht reiten, sondern Vorposten inspiciren, vielleicht noch bei dem abscheulichsten Wetter, das ist von einem Menschen mit meinen Gewohnheiten wahrhaftig nicht zu verlangen."

Graf Entretout beugte sich fast kosend nieder zur Schulter Léonie's.

„Glaube mir, Léonie, ich thäte gern das Aeußerste, um noch einmal das Roth auf Deine Wangen zu zaubern, das Dir vorhin so ausgezeichnet zu Gesichte stand, aber ich kann nicht. Sie werden besser ohne mich fertig."

Léonie blieb ernst. Eine endlose Artilleriecolonne rollte vorbei.

„Und wenn Jeder so dächte, wie Du, Alfred, wie stände es dann um Frankreich?"

„Ja, wenn, wenn! Wenn man alle Fragen bis

ins Absurde fortspinnt, hat schließlich Niemand Recht. Es denkt eben einfach nicht Jeder so. Andere und glücklicherweise für meine Entbehrlichkeit sehr Viele finden eben Geschmack daran, sich zugleich mit Läusen und Pocken aus der Entfernung einer Meile in eine Pfütze kartätschen und dann am Père Lachaise in Erz gegossen von Kindermädchen, die nicht lesen können, anstaunen zu lassen.

Léonie gab keine Antwort. Stumm und bleich schaute sie auf die endlosen Militaircolonnen, welche vorübermarschirten.

Da plötzlich schien ihr Interesse wieder angeregt zu werden. Sie bog sich weit aus dem Fenster, um den seltsamen Zug zu betrachten, der hinter der Colonne einherritt.

Auf einem durch Form und Feuer ausgezeichneten Rappen, dessen Geschirr dicht mit Genfer Kreuzen besäet war, saß ein Mann in Priesterrock und großem Hut, ein paar Reiterstiefel mit großen Sporen an den Füßen. Auf seiner Brust an einer Kette, die mehrmals um den Hals geschlungen war, trug er einen großen goldenen Stern und an den Fingern über den Handschuhen große prachtvolle Ringe. Während der Mann mit vollkommener Sicherheit auf seinem feurigen Thiere saß und es mit einer Hand lenkte, hielt er zwei Finger der Rechten empor und drehte in kurzen Zwischen-

räumen die innere Seite derselben rechts und links. Viele Frauen bekreuzten sich und einige fielen auf die Kniee. Neben und etwas hinter dem Mann mit dem Priesterrock ritt ein Fahnenträger, der eine Fahne mit dem rothen Kreuz trug. Acht junge Priester in einer Phantasieuniform mit Purpur und Gold folgten ihm und zwei Reitknechte mit Stulpstiefeln schlossen den Zug.

„Der Feldbischof Guerin!“ sagten die Leute.

Léonie Lebrun war immer blasser geworden, je näher die seltsame Cavalcade kam, ihre Augen wurden immer größer und glänzender und ihr Körper zitterte leise wie von Frost.

Graf Alfred biß sich auf die Lippen vor Zorn und erwiderte herausfordernd den ernsten strafenden Blick, den der Priester zum Fenster heraufsandte.

Der Feldbischof hob die Hand etwas höher, als ertheile er Léonie den Segen.

Léonie Lebrun bekreuzte sich mit tiefer Andacht.

Der Feldbischof und sein Gefolge verschwanden im Staub und Gewühl der Straße.

Léonie Lebrun wandte sich vom Fenster ab, als habe sie hier nichts mehr zu suchen.

Ihr Blick fiel auf ihren Geliebten, der sie erregt, fast drohend anblickte.

„Ein Charlatan, halb Dragoner, halb Pfaffe,

gehalten allein durch die jesuitischen Neigungen der Kaiserin!“ sagte er fast rauh.

Léonie Lebrun zuckte kalt die schönen Schultern.

„Abbé Guerin ist ein Mann, der seiner Zeit gewachsen ist und die Anforderungen, die sie an ihn stellt, erfüllt, gleichviel, durch welche Mittel.“

Lange und finster schaute Alfred Entretout auf die Geliebte. Dann nahm er seinen Hut. Auf der Straße wälzte sich nur noch die von ihrem eigenen Geschrei trunkene Menge.

So hatte Léonie den Geliebten nie gesehen. Sie hielt die Hand fest, die er ihr zum Abschied bot, und schaute ihm forschend in das zuckende Angesicht.

„Wohin? Willst Du mich nicht nach Hause bringen?“

„Später, ich muß vorher ins Kabinet des Kaisers.“

„Ich dachte doch, Du seiest bereits entlassen und als außerordentlicher Rath dem Kabinet der Kaiserin zugetheilt.“

„Ich habe mich anders besonnen. Sie hat noch Jesuiten genug, um ihr zu rathen. Ich werde den Kaiser um ein Commando bei der Avantgarde bitten.“

„Alfred! So plötzlich! Diese Wandlung! Ich könnte mir es nie vergeben —“

Aus Léonie's Zügen sprach die aufrichtigste Angst.

Entretout küßte sie auf die Stirn und sagte mit melancholischem Lächeln:

„Sei ruhig, Léonie! Schon der Anblick jenes Priesters hat mich schwankend gemacht. Wenn eine Erhebung solche Lächerlichkeiten im Gefolge hat, so ist man einer ernsten Nation gegenüber des Sieges nicht sicher. Und wenn wir unterlägen, dann könnte ich es mir nie verzeihen, den Anforderungen nicht genügt zu haben, welche die Zeit und Léonie Lebrun an mich stellten.“

Achtes Kapitel.

Schwert und Brautkranz.

Die Ankunft der Baronin hatte Vingris plötzlich aus seinem dumpfen Brüten aufgeschreckt und der Wirklichkeit zurückgegeben. Vollends beruhigten ihn die politischen Ereignisse, der patriotische Sturm, der alle Bedientenseelen ergriffen hatte, über den eigenen Scharfsinn. Er hatte ja längst vorausgesehen, daß etwas Ungewöhnliches vorgehen müsse. Zwar griff er noch ein paarmal bedenklich an sein umfangreiches Haupt, als er der Baronin, welche ausfuhr wie alle andern Leute, zum ersten Mal das Thor zu diesem Zweck öffnete, und als sie vollends mit einem weiblichen Wesen zurückkam, welches ganz so aussah wie jenes Studentenfräulein, deren Miethkutsche ihm einst so erhebliche Beschwerden verursacht hatte; als er dann durch die

Dienerschaft die erstaunliche Mähr hörte, daß dies die künftige Baronin sei, so stand er lange mit ganz unglaublich dummem Gesichte da, plötzlich aber verzog sich sein offener Mund zu einem gewaltigen Grinsen und seine Augen verdrehten sich lustig. Er erinnerte sich, daß damals, als ihm wegen der Melkdirne, die später an den Blattern verstarb, das Herz so schwer war, sein Vater, der die Verbindung nicht für standesgemäß hielt und voraussah, daß sein Sohn zu Großem geboren sei, daß also der Obersenn von der Braunalm in seinem väterlichen Zorn damals geäußert habe, ein Mensch, dem ein Frauenzimmer in den Kopf gestiegen, sei nicht viel gescheidter als ein Ochse, dem man die Glocke an den Schwanz binde. Der achtzehnjährige Winkelried Stierlistecher, der schon damals in solchen Dingen sehr gewissenhaft war, hatte, um sich von dem Zustande seines Innern zu überzeugen, das Ding probirt und einem ihm als sehr gesetzt bekannten Stier die Glocke nicht um den Hals, sondern am Schweife befestigt, und siehe da, das sonst ruhige, vernünftige Thier geberdete sich so toll, daß es nicht blos die ganze Heerde in Aufruhr brachte, sondern unfehlbar über eine steile Felswand der Braunalm hinabgesprungen wäre und den Tod gefunden hätte, wenn nicht Vingris mit Lebensgefahr dem wüthenden Thiere die also befestigte Glocke

wieder abgenommen hätte. Der Anblick des tollen Thieres hatte auf Winkelried einen solchen Eindruck gemacht, daß er von Stund an jeden Gedanken an die Melkdirne aufgab und in seinem ganzen nachherigen Leben alle derartigen Regungen seines Herzens streng überwachte. Wollte er sich wirklich einmal dabei ertappen, daß er einen derben Kindermädchen aus der Provinz nachblickte, wenn es an seinem Wasistas vorüberging, so dachte er an den tollen Ochsen und wandte die Blicke stracks nach der entgegengesetzten Seite. Der tolle Ochse trug auch diesmal nicht unwesentlich dazu bei, ihm sein seelisches Gleichgewicht zurückzugeben. Jetzt wußte er's, nicht er, sondern der Baron war verrückt. „Der arme Baron!" dachte Vingris und lächelte froh und mitleidig zugleich. Und gerade die hatte ihm die Schelle angehängt, das lange magere Ding, das zehnmal vor seinem Fenster hätte auf und ab gehen können, ohne daß er es eines Blickes gewürdigt. Da erkannte Winkelried Stierlistecher zum ersten Mal so ganz die Weisheit seines Vaters, des Obersenns auf der Braunalm.

Einige Tage nach dem Vorgang, der Vingris wieder des vollen ungeschmälerten Besitzes seiner Vernunft versichert hatte, mußte er einem Offizier in voller glänzender Uniform, der in dem Wagen der Mon=

délions das Hotel verließ, das Thor öffnen. Und als Vingris schreckensbleich und aufs neue den beunruhigendsten Zweifeln ausgesetzt zum Kammerdiener stürzte, um zu fragen, wer doch der Offizier sei, der hinausgefahren, ohne durch das Thor hereingekommen zu sein, da theilte der Kammerdiener, stolz auf seine Allwissenheit, dem Portier unter dem Siegel der Verschwiegenheit das Geheimniß mit, daß der Offizier, den er durch die geschlossenen Fenster des Wagens nicht erkannt hatte, sein eigener Herr, der Baron Mondélion sei, welcher freiwillig mit in den Krieg ziehen wolle und vom Kaiser zum Obersten gemacht worden sei. Vingris hatte schon aufgehört, sich zu wundern, sonst hätte er jedenfalls reiflich darüber nachgedacht, ob sein Vater, der Senn von der Braunalm, einen Menschen, der so viel Geld und ein so angenehmes Leben hatte und dennoch freiwillig mit Flinten und Kanonen auf sich schießen lasse, wohl den Wiederkäuern, die die Glocke am Halse tragen, gleichgestellt haben würde.

Nach all diesen vorbereitenden Ereignissen machte daher die Nachricht, daß im Hotel Alles für die Hochzeit des Barons mit der Mademoiselle vorbereitet werde, über deren ärmliche Kleidung, als sie ins Hotel einzog, männiglich von der Dienerschaft des Barons erstaunt war, keinen so gewaltigen Eindruck auf den Pförtner,

als es unter andern Verhältnissen wohl der Fall gewesen wäre.

Er zog den Mund in die Breite und zuckte die Achseln. Er wußte ja sein Theil.

Vingris ahnte nicht, daß ihm die schwerste Ueberraschung noch bevorstand.

Die Thore des Hotels Mondélion standen weit offen, eine gaffende Menge trieb sich vor denselben herum und betrachtete sich die glänzenden Carrossen, welche im Hofe vorfuhren. Damen in großer Toilette und elegante Herren in Uniform oder Frack saßen darin. Vingris hatte seinen Platz am Wasistas mit der Treppe vertauscht, welche aus dem Hof zur Thür des Hauses emporführte. Dort stand er gravitätisch, und Niemand sah es seinem ernsten Gesicht an, daß er den Ochsen mit der verkehrt befestigten Schelle nicht loswerden konnte.

Nur wenn ein Wagen vorgefahren kam, dann sprang er mit einer Gewandtheit, die an seine Jugend auf der Braunalm erinnerte, über die breiten Steintreppen hinunter, riß den Schlag auf, wies mit einer Handbewegung, die einem Feldherrn Ehre gemacht hätte, dem Rosselenker seinen Platz an einer der beiden Seiten des Hofes an und stieg dann hinter den Hinaufsteigenden die Treppenstufen hinan bis zur Thür. Dort

war sein Reich zu Ende, ein Bedienter in weißen Strümpfen und Schnallenschuhen öffnete von innen die beiden Flügel der großen Glasthür, durch die man die breiten blumenbekränzten Marmortreppen gewahrte.

Ein Dutzend Wagen standen bereits zu beiden Seiten des Hofes. Schon gab der Bediente von innen das Zeichen, daß die Thorflügel auf eine Viertelstunde geschlossen werden könnten, weil die Eingeladenen sämmtlich erschienen wären, da rasselte und holperte — Vingris traute seinen Augen kaum — noch ein einspänniger Miethwagen durch das Thor. Vergebens erhob Vingris mit einer gebieterischen Geberde die Hand, um den Lohnkutscher auf seinen Irrthum aufmerksam zu machen, dieser blickte dem betreßten Tyrannen mit einem Grinsen der ausgesprochensten Gemüthsruhe ins Gesicht, trieb mit einem ganz plebejischen Schnalzen seine hinkende Mähre zu den äußersten Anstrengungen an, um in scharfem Trab und in einem schönen Bogen vorzufahren, und hielt endlich mit einem so kühnen Ruck, daß die Hinterhufe seines abgemagerten Pferdes bedenklich knirschten und die Vorderbeine einknickten. Ein Hü! und ein derber Riß mit den Zügeln stellten das Gleichgewicht des armen Thieres wieder her und mit seinem lustigsten Gesicht schaute der Vertrauensmann der Compagnie impériale zu dem betreßten

Menschen empor, der noch immer keine Anstalt machte, den Schlag zu öffnen, sondern in stummem Staunen auf das räthselhafte Fuhrwerk blickte. Wohl erinnerte sich Vingris an damals, da er wegen seines Staunens fast entlassen worden wäre, aber heute wußte er ganz genau, daß der Baron nicht im Wagen sitzen konnte, denn er war oben und empfing die Hochzeitsgäste. Und damals war der Miethwagen doch wenigstens noch ein Zweispänner.

Ehe Vingris noch mit seinen Vergleichen von einst und jetzt fertig geworden war, fühlte er sich fast umgerannt durch den Kammerdiener, der an den Schlag des einspännigen Miethwagens stürzte, einem Herrn in Frack und Cylinder daraus hervorhalf, dem er ehrfurchtsvoll folgte.

Vingris, noch immer auf demselben Platz, schaute hin, rieb sich die Augen, schaute nochmals hin, der Mann in Frack, Cylinder und weißen Handschuhen stieg immer höher, der Bediente riß die Flügel der Glasthür so weit als möglich auf, und ebenso weit hatte Vingris den Mund offen. Vingris war wie vom Schlage gerührt und seine Hände suchten mit ausgespreizten Fingern eine Stütze, um sich zu halten. Der Eintretende war der Mensch, den Vingris von allen Sterblichen am tiefsten haßte, der Student.

Wüthend wandte sich der Kammerdiener gegen Vingris um.

„Es ist der Schwager des Obersten, Strohkopf!“

Strohkopf — Vingris hatte keine Zeit, sich über diese ungewöhnliche Bezeichnung zu verwundern. Herr von Mondélion kam eiligst die Treppe herunter und umarmte den Studenten vor allen seinen Dienern.

Vingris schloß die Augen, um diese unerhörte Scene nicht mit ansehen zu müssen. Und dabei war ihm, als befinde er sich wieder auf der Braunalm mitten unter seiner Heerde, und alle Ochsen hatten die Schellen hinten hängen und sprangen mit den sonderbarsten Capriolen um ihn herum.

„Das ist freundlich von Dir, daß Du nun doch gekommen bist!“ sagte René, legte seinen Arm in den Jean Jaccard's und drängte ihn freundlich die Treppe hinauf. „Mit einer wahren Angst lauschte Louison auf das Rollen eines jeden Wagens, der anfuhr, und es gab mir jedesmal einen Stich ins Herz, wenn ich sah, wie schmerzlich enttäuscht sich ihr Blick von den Eintretenden wieder abwandte. Und auch ich muß gestehen, es hätte wie ein Schatten auf der Erfüllung meiner sehnlichsten Wünsche gelegen, wenn Du an diesem Tage gefehlt hättest.“

„Und doch wäre es vielleicht besser gewesen, wenn

ich die Kraft gehabt hätte, Louison's Wünschen zu widerstehen", sagte Jean Jaccard traurig lächelnd und heftete seine großen Augen auf das erregte Gesicht des Schwagers. „Doch wäre es besser gewesen, schon jetzt die Trennung streng durchzuführen, welche ja doch einmal eintreten muß. Alles trennt uns."

„Düsterer Schwärmer!" rief der Baron, mit freudigem Uebermuth den Kopf zurückwerfend. „Wer wird sich von der Politik die natürlichsten Gefühle verkümmern lassen!"

Jean Jaccard schüttelte den Kopf.

„Die Politik in des Wortes einstiger Bedeutung würde mir nie das Herz beschweren, aber das, was uns trennt, sind Unterschiede, welche wir, selbst wenn wir wollten, nicht hinwegwischen können, wenn wir nicht auf uns selbst, auf alle Bedingungen unseres Seins verzichten wollen. Und das, wir fühlen es beide, dürfen wir nicht. Frage Deine Mutter, was sie empfand, als ich ihr sagte, daß meine Anschauungen mir verböten, an diesem Kriege Theil zu nehmen. Ich sah an ihrem Blick, daß ich ihr fremder ward durch dies Wort als der Feind, den es zu bekämpfen gilt. Und warum einen Augenblick aufrichten, was ja doch morgen wieder zusammenbricht, warum uns einen Augenblick an einander schließen, wenn uns die Wogen der

Zeit und der eigene Wille morgen wieder aus einander reißen?"

Auch René war ernst geworden.

„Ich gestehe es", sagte er, „auch ich hätte es gern gesehen, daß Du Deine Kenntnisse und Dein Talent dem Vaterlande weihtest, ich zweifelte keinen Augenblick, daß Du es thun würdest, und ich war schmerzlich überrascht, als ich Deinen Entschluß erfuhr; aber in meinen persönlichen Gefühlen gegen den Bruder meiner geliebten Louison hat das nichts geändert und jetzt habe ich mich an den Gedanken, daß Du zu Hause bleibst, so sehr gewöhnt, daß ich bereits eigennützige Pläne darauf baue. Du wirst und darfst mir meine Bitte nicht versagen. Eure Pläne, mögen sie so finster sein, als sie wollen, können sich nicht gegen Frauen richten, seien sie selbst Weib und Mutter des gehaßtesten Aristokraten."

„Gewiß nicht."

„Nun also, Du mußt meine Mutter und Louison beschützen, während ich im Felde bin, ihnen zur Seite stehen." Mondélion's Stimme zitterte ein wenig, als er sagte: „Wenn ich falle. Du siehst, ich nehme die Ereignisse, denen wir entgegengehen, nicht so leicht wie viele Andere; wir gehen einem ernsten, entschlossenen Feind entgegen, der sich schon ein halbes Jahrhundert rüstet, um uns zu empfangen." Mondélion

streckte die Hand aus. „Die Treue, mit der Du an Deinen Ueberzeugungen festhältst, ist mir eine sichere Gewähr, daß ich dasjenige, was mir am theuersten ist, in sicherer Hut zurücklasse. Also sprich, willst Du mein Weib und meine Mutter beschützen, während ich im Felde bin?"

„Ich will es!" sagte der Student feierlich und ergriff die dargebotene Hand.

Die Flügelthür des Empfangssalons, vor dem der letzte Theil des Gesprächs stattgefunden, öffnete sich und die anwesende Gesellschaft und Louison, deren Blicke die Thür kaum verlassen hatten, seit Mondélion ihrem Bruder entgegengeeilt war, sahen die beiden Männer — jeder bedeutend und anziehend in seiner Art — mit verschlungenen Händen vor derselben stehen.

Alle Rücksichten der Etikette beiseite setzend, eilte Louison den Beiden entgegen und mit ausgebreiteten Armen auf den Bruder zu.

Graf Entretout, der vielleicht am meisten von den Anwesenden Verständniß hatte für die Scene, trat ebenfalls näher. Er war sehr bleich, aber sein Gesicht hatte das feine Lächeln nicht verloren. Er hatte das Commando eines Lanciersregiments erhalten, ließ sich aber nicht bewegen, die weiße goldgestickte Uniform auch nur einen Tag vor dem Ausmarsch anzuziehen. Er war im

schwarzen Frack und seine Rosette der Ehrenlegion war vielleicht die kleinste in Paris, ein wahres Meisterstück der Posamentierkunst.

Jean Jaccard trat befangen einen Schritt zurück, als Louison in ihrem langen Brautkleid von weißem Atlas, ein Diadem von Myrten in den schwarzen wallenden Locken, auf ihn zuschritt.

Daß seine Schwester so schön war, hatte er nie gewußt. Es war eine ernste, achtunggebietende Schönheit, jeder Zug und jede Geberde edel und keusch, eine jener Erscheinungen, deren Anblick eine unendliche ruhige Wonne ausstrahlt und dennoch keinen Gedanken an persönlichen Besitz selbst in dem eitelsten Herzen aufkommen läßt.

Mit sonderbarem, feuchtem Blick, als sei alles das, was sie erfahren in den letzten Tagen, das Gebilde eines wirren Traums gewesen, reichte Louison dem Bruder die Hand und hielt sie fest mit einer Art Angst, als sei er das einzige Wesen, durch das sie noch in Berührung lebe mit einer Welt, die ihr bekannt und vertraut war, während sie sich in ihrer neuen Umgebung haltlos verliere.

Und dennoch war jede ihrer Bewegungen voll Adel und von einer Ungezwungenheit, als habe sie den zierlichen, mit weißem Atlas bekleideten Fuß nie

auf einen rauhern Boden als Parquett und Teppiche gestellt.

„O ich danke Dir, Jean, daß Du endlich gekommen bist!“ sagte Louison und hielt die beiden Hände des Bruders fest, als wolle sie dieselben nimmer loslassen. „Das beweist mir, daß Du mir wieder gut bist.“

„Ich war Dir nie böse, Louison, und wenn ich Deinem Rufe bis jetzt nicht Folge leistete, so geschah es, weil ich Dein Glück nicht durch den leisesten Mißton stören wollte.“

„Mein Glück!“ sagte Louison, als müsse sie sich die Bedeutung dieses Wortes erst klar machen. „Mein Glück!“

René sah ängstlich in ihr sinnendes Gesicht, sie schlug mit einem wehmüthig freudigen Lächeln die Blicke zu ihm auf und fügte hastig bei:

„Ja, ich bin glücklich; es ist Dein Werk, ich bin Dein Geschöpf.“

René führte die eine Hand, die sie ihm, ohne mit der andern die Rechte des Bruders loszulassen, reichte, an die Lippen.

„Du betrübst mich durch dies Wort und erinnerst mich immer wieder daran, daß ich nicht das Recht hatte, in dem Augenblick, da mein Leben dem Vaterland gehört, das Deinige an mich zu ketten. Aber

die Liebe ist eben der größte Egoismus des Herzens, wie sie seine größte Kraft und Tugend ist."

„Der größte Egoismus des Herzens", wiederholte Louison langsam und sinnend.

Graf Entretout begrüßte den Studenten und knüpfte mit ihm eine Unterhaltung über die Zeitereignisse an. Jean Jaccard hatte, so wenig er auch in der großen Welt verkehrt hatte, Takt genug, auf die leichte Weise des Grafen einzugehen und allen ernstern Pointen des Gesprächs auszuweichen.

Die Baronin war eingetreten, und Hand in Hand gingen ihr Louison und René entgegen. Die Baronin verneigte sich mit der ihr stolzen Würde gegen die Eingeladenen, dann reichte sie dem Brautpaar die Hände.

„Es wird Zeit, in die Kirche zu fahren, meine Kinder!" sagte sie mit bewegter Stimme. „Es freut mich", wendete sie sich an Louison, „daß vor dem Glanze dieses Tages die letzten Wolken von diesem Antlitz verschwunden sind."

Sie küßte Louison auf die Stirn und sah darauf stolz um sich, als fordere sie diejenigen auf vorzutreten, welche etwa ihr Recht bezweifeln sollten, diejenigen an ihre Seite zu erheben, die ihrer würdig seien.

„Frau Baronin!" stammelte Louison.

„Deine Mutter!" antwortete die alte Dame und

wendete das feuchte Auge nach dem Sohne, wie um ihn zu fragen, ob sie nun ganz auch seine Mutter wieder sei.

René Mondélion's Gesicht glänzte von einer fast feierlichen Heiterkeit. Die Gefahren, welchen er in kurzem entgegenging, hatten ihre Schrecken für ihn verloren und voll und ganz umfaßte seine kräftige Männlichkeit den Augenblick, den seine ernste Phantasie ihm stets als den herrlichsten des Lebens dargestellt.

Vom Hofe herauf ertönte das Rasseln der vorfahrenden Wagen. Louison erbebte und ein leiser Schauer überströmte ihre Gestalt. Der Arm, den sie dem herbeieilenden Grafen Entretout reichte, zitterte.

Die alte Baronin ging auf Jean Jaccard zu. Er trat betroffen einen Schritt zurück.

„Ihren Arm, mein Sohn!" sagte sie freundlich. „Auch wir Andern, was wir sind, wir sind es ganz und ohne Rückhalt."

Vingris hätte fast wieder die Braut vor der verschlossenen Kutsche stehen lassen, wenn nicht Graf Entretout mit einem „Eh bien?" in Bewegung gesetzt hätte.

Er war von Louison's Erscheinung buchstäblich geblendet. Daß sich ein Mensch in wenigen Tagen so umgestalten könne, das erschien ihm so wunderbar, daß

die alte Baronin am Arm des Studenten fast keinen Eindruck mehr auf ihn machte.

Einer der Wagen nach dem andern fuhr vor, zuletzt der Miethwagen. Jean Jaccard hatte jedoch schon mit der Baronin in der zweiten der vorfahrenden Carrossen Platz genommen.

Verwundert sah sich der Kutscher der Compagnie impériale um. Vingris wies gebieterisch auf die Pforte. Der Kutscher grinste und blieb mit unerschütterlichem Gleichmuth auf seinem Bock sitzen.

„Auf was wartest Du?“ radebrechte Vingris, der die Gelegenheit für gekommen hielt, seinem durch die Bemerkung des Kammerdieners etwas erschütterten Ansehen vor der übrigen Dienerschaft wieder aufzuhelfen.

„Auf den jungen Menschen, den ich hergebracht.“

So wenig Vingris den Studenten liebte, so fühlte er sich dennoch durch die despectirliche Art, mit der dieser Plebejer von dem Schwager seines Herrn sprach, tief beleidigt.

„Der junge Herr“, sagte er deshalb mit nachdrücklicher Betonung, „ist bereits mit der gnädigen Frau Baronin gefahren. Er ist daher überflüssig.“

Dem Pariser Droschkenkutscher kam nichts gelegener, als den hochmüthigen Portier in der Tressenuniform zu ärgern. Nebenbei war das Warten von jeher bei den

Kutschern aller Länder die bevorzugteste Beschäftigung. Mit dem größten Gleichmuth machte er sich's auf seinem Bock bequem, zog mehr praktisch als graziös die Zügel unter dem einen Beine durch, brachte einen mächtigen Tabaksbeutel und eine vor Schmuz unleserliche Zeitung aus der Tasche seines Rocks, nahm aus dem Beutel vier Finger voll Tabak, riß ein Stück von der Zeitung ab, und nachdem er sich die ungeheuerlichste aller Cigaretten gedreht, fand er Zeit, das Gespräch mit dem grünen Portier wieder aufzunehmen, indem er ihn auf die cordialste Weise um Feuer bat.

„Hier wird nicht geraucht! Fort soll Er, Er hat nichts mehr hier zu thun, der Herr Schwager unseres gnädigen Herrn" — Vingris erstickte fast an dem Titel — „sind bereits weggefahren."

Je wüthender Vingris wurde, desto kälter und lakonischer antwortete der Plebejer.

„Bereits weggefahren? Sie täuschen sich, bester Freund. Wenn er weggefahren wäre, hätte er mir doch nicht sagen können, daß ich hier auf ihn warten soll. Ich kenne meine Pflicht. Also kein Feuer? Auch gut! Dann machen wir uns selber welches; es brennt langsamer, aber eben sohell."

Damit zog er ein mächtiges Stück Schwamm aus der Tasche, hierauf einen ebenso ungewöhnlichen Feuer-

stein und schlug mit dem Rücken eines riesigen Taschenmessers so mächtig dagegen, daß die Funken weit über den Hof flogen und ein brandiger Zundergeruch die ganze die Scene umstehende Dienerschaft schnüffeln machte. Und bald entsandte die abscheulichste Cigarette von französischem Regietabak, welche die Welt gesehen, ihren Qualm zu dem viereckigen Stück Himmel empor, das Gebäude und Hofmauern sehen ließen.

Die versammelte Dienerschaft umstand sprachlos diese unerhörte Frechheit. Der Kammerdiener in schwarzem Frack und Kniehosen fand am ersten wieder Worte.

„Hier wird nicht geraucht!" schrie er, daß seine dünne Stimme überschnappte.

Die Rauchwolke, die der Vertreter der Compagnie impériale ausstieß, übertraf alle übrigen an Größe und Dichtigkeit. Wie verwundert schaute er dem schmuzig-gelben Qualm nach, als er senkrecht über ihm in die Höhe stieg.

„Hier wird nicht geraucht?" fragte er. „Sie sehen wohl nicht gut? Ich rauche ja!"

Da gab der Kammerdiener mit finsterer Entschlossenheit den beiden Stallknechten ein Zeichen; sie nahmen das Droschkenpferd an jeder Seite und führten es trotz der Gesticulationen des Kutschers zum Thore hinaus, das sich sogleich hinter demselben schloß.

Mit der Miene eines Siegers stieg Vingris die Treppe hinab und begab sich in seine Loge.

Noch einige Zeit fuhr der aus dem Hofe des Hotels verbannte Kutscher vor dem Portal auf und nieder, indem er sehr bezeichnende Geberden gegen das Fenster des Portiers machte. Ein Stadtsergent, welcher dies beobachtete, hieß ihn seiner Wege fahren.

Dies Zwischenspiel war eben beendigt, als der Hochzeitwagen der Mondélions bereits wieder um die Ecke bog. Die Trauung hatte in der Madeleinekirche stattgefunden, und zwar hatte sich dabei, da das allgemeine Interesse fast ganz auf die Ausmärsche der verschiedenen Truppenabtheilungen gerichtet war, das schaulustige Pariser Publikum weniger zahlreich eingefunden, als es sonst bei den Hochzeiten der Aristokratie der Fall war.

Noch immer schien Louison, welche neben ihrem Gatten allein im Wagen saß, die Starrheit nicht überwunden zu haben, welche schon den ganzen Tag auf ihrem Gesicht und ihren Sinnen lag.

Beunruhigt durch ihr Schweigen, beugte sich Mondélion zu ihr nieder und sagte mit sanftem Vorwurf:

„Ich gehe morgen fort, es ist möglich, daß ich niemals wiederkehre — soll meine Todesstunde nur die Erinnerung an das bleiche, vorwurfsvolle Gesicht meines Weibes umschweben?“

Louison schrak zusammen, ein glühendes Roth ergoß sich über ihre Wangen, ihre Augen öffneten sich weit und voll Glanz.

„Nein, nein!“ rief sie und schlang ihre Arme um ihn, wie damals, als er mit ausgebreiteten Armen in ihre Mansarde getreten war. „Auch ich brauche ja dann die Erinnerung an das höchste Glück meines Lebens, um mir vielleicht über lange Jahre, die ich noch zu leben habe, hinüberzuhelfen.“

Einen Augenblick ruhten die beiden edlen Gestalten dicht an einander, Alles andere um sich her vergessend, und Vingris, welcher in militärischer Haltung neben dem weitgeöffneten Portal stand und auf einen halben Schuh Entfernung in den Wagen hineinsah, vergaß wieder einmal so ganz seine Würde, daß er den Mund weit aufsperrte und noch offen hatte, als der letzte der Wagen hereingefahren war.

Ein Windstoß, der ihm beim Schließen des Thores den Mund mit Staub füllte, schloß denselben endlich. Spuckend zog sich Vingris in die Loge zurück und gedachte der Weisheit seines Vaters.

Bald jedoch begann das Diner, und in Vingris' Loge hielt die Dienerschaft ihr eigenes Gelegenheitsgelage. Vingris setzte einige Zweifel in die Behauptung, daß der Baron Dutzende von Flaschen feinster

Rothweine bei dieser Gelegenheit an seine Dienerschaft gebe, da er ihn ja selber einmal wegen eines vermeintlichen Rausches hart angelassen hatte. Aber die Autorität des dürren Kammerdieners und die Güte des Stoffes brachten ihn zum Schweigen. So gut konnte gestohlener Wein nicht schmecken. Heute zum ersten Mal vergaß Vingris, zwischen den einzelnen Schlucken zu zählen, und als er durch die anbrechende Dunkelheit genöthigt wurde, Licht anzustecken, war es ihm nicht möglich, mit dem angebrannten Streichholz die Kerze zu finden, sodaß der Kammerdiener kichernd und über seine dürren Beinchen strauchelnd dem langen Portier das Geschäft abnahm und endlich die Beleuchtung der Loge zu Stande brachte.

Unter solchen Umständen war es Vingris gewiß nicht zu verargen, daß er sogleich, nachdem er das Thor hinter dem letzten der im Hofe stehenden Wagen geschlossen hatte, sein schlummertrunkenes Haupt auf das müde Ohr legte. Es war ein schöner Traum, den er träumte: die maikäferbraunen Rinder auf der grasgrünen Pyramide, durch welche der Photograph seines Vaters die Herrlichkeit schweizerischer Natur versinnlicht hatte, waren alle lebendig geworden und trugen die Glocken am Schweife. Aber wunderbarer Weise waren sie alle lammfromm dabei und schienen sich in der

sonderbaren Tracht zu gefallen, und Vingris sah sich selber, wie er als Obersenn auf der Braunalm herumspazierte, und um seine eigenen Ohren läutete es melodisch, daß er immer versucht war, mit dem Kopf die lieblichen Tonschwingungen nachzuahmen. Endlich drehte er sich um und sah, daß er einen langen mächtigen Zopf trug und daran die größte Kuhglocke von der ganzen Heerde. Und ein silberhelles Glöcklein an jedem Zopfende, hüpfte ihm drall und rothwangig die Melkdirne entgegen und lachte und erzählte ihm, daß sie eigentlich gar nicht an den Blattern verstorben sei, wie sie sich gestellt habe, sondern sich aus Kummer in die schönste Kuh der Braunalm verwandelt habe, bis der Obersenn todt war und ihren Winkelried die Sehnsucht nach ihr wieder heimgeführt habe. Jetzt aber solle sie nichts mehr trennen und sie wollten nun nach Herzenslust mit ihren Glocken läutend mit einander durchs Leben gehen und sich nicht mehr verlassen. Und sie fielen einander in die Arme und küßten sich und die Glocke und die Glöcklein an ihren Zöpfen klingelten ganz närrisch vor Vergnügen.

Da fuhr Vingris auf. Es war recht schade; eben hatte er den Mund gespitzt, um den ersten Kuß auf der Melkdirne strotzende Lippen zu drücken, da war eine andere Glocke gezogen worden, die gar nicht zu dem

melodischen Geläute einer jungen Liebe paßte — die Portierglocke.

Vingris sah das Licht von Wagenlaternen am Thorweg schimmern, hörte die Pferde stampfen und vernahm das Poltern des Mondélion'schen Kutschers, welcher sich in den unehrerbietigsten Ausdrücken seiner Verwunderung überließ, mit dem Schwager seines Herrn so lange vor dem verschlossenen Thore halten zu müssen.

Vingris warf den langen Livreerock über, eilte hinaus und öffnete. Ein beißender Hieb der Peitsche traf zischend zwischen die beiden Schulterblätter des Portiers, genau dahin, wo vorhin die Glocke gehangen hatte, und der Wagen rollte von dannen. Der Kutscher schlug noch immer wie wüthend auf die sich bäumenden Pferde.

Der Wagen hatte bald die noch sehr belebten Boulevards durchschnitten, die Seine passirt und hielt vor dem Hause Père Androlet's.

Jean Jaccard stieg aus und der Wagen wendete langsam um.

Als Jean Jaccard in den dunklen Flur trat, strauchelte er über eine menschliche Gestalt. Ein dumpfes Röcheln drang zu ihm herauf. Er dachte an die Verzweiflung des verliebten Krämers und der Gedanke an einen Selbstmord schoß ihm jäh durchs Gehirn.

Als das Licht brannte, überschimmerte ein melancholisches Lächeln die Züge des Studenten. Vor ihm lag Père Androlet in der Bewußlosigkeit des Rausches. Jean Jaccard rüttelte ihn. Der dicke Krämer schlug schwerfällig mit den Händen um sich und lallte: „Louison!“

Durch die Thür, welche auf den Hof ging, sah Jean Jaccard in der Wohnung Paul Mervin's noch Licht. Er näherte sich dem Fenster und schaute hinein. Der Erfinder saß vor einem flackernden Talglicht und hatte vor sich auf dem Tisch eine Granate von der Größe eines Menschenkopfes; verschiedene frisch ausgebohrte Löcher waren darin sichtbar.

In einer Ecke der Stube, wohin nur bisweilen ein flackernder Schimmer des Lichtes irrte, regte es sich zwischen einem Knäuel von Lumpen und Stroh wie menschliche Gliedmaßen und ein heiseres Stöhnen drang manchmal durch die schlecht verwahrte Thür.

Der Erfinder, dessen Gesicht noch abgezehrter geworden war, schaute mit weit aus den Höhlen dringenden Augen auf die Granate, die er mit den zitternden Fingern fortwährend drehte. Dabei nickte er mit dem Kopfe und lächelte. Dann nahm er eine kleine Papierdüte, die auf dem Tisch lag, schüttete ihren Inhalt in die Löcher und näherte hierauf das Licht der Oeff-

nung. Eine blaue Flamme schlug durch die Oeffnungen, welcher ein weißer Qualm folgte, der sogleich das Zimmer füllte. Undeutlich unterschied Jean Jaccard noch die Gestalt Paul Mervin's, welcher wie verzückt mit den Händen gesticulirte. Das Stöhnen wurde ganz erschreckend.

Jean Jaccard riß die Thür auf und trat ein. Ein erstickender Schwefelgeruch drang ihm entgegen.

Nachdem Jean Jaccard auch das Fenster aufgerissen, wurde es etwas heller.

„Was Teufel macht Ihr da, Mervin?"

„Ah, Ihr seid's, Jean!" sagte der Erfinder und legte den Flintenlauf zur Seite, den er wie zur Vertheidigung ergriffen hatte. „Dachte schon, die Polizei — glaubte schon, es habe mich einer gesehen, als ich die Granate aus dem Scheibenwall grub mit den Händen. Eine saure Arbeit, Jean Jaccard, hatte sich sechs Fuß in das Erdreich gebohrt, das Vieh! Was ich da mache? Hm, ich probire meine Erstickungsbombe."

„Jetzt? Wir haben jetzt gerade wenig Aussicht auf eine Revolution. Nur wenn der Kaiser unterliegen sollte —"

„Er wird unterliegen!" sagte Paul Mervin mit großer Bestimmtheit. „Das Ministerium hat alle meine Erfindungen zurückgewiesen."

„Ja, dann steht das Schicksal der Armee außer Zweifel. Aber warum, Mervin, verpestet Ihr denn Eure eigene Stube? Euer Weib kann offenbar diese Atmosphäre nicht ertragen.“

Mervin schüttelte den Kopf.

„Das versteht Ihr nicht, Jean! Schwefel reinigt die Lungen, und die Hauptsache war ja noch nicht dabei; die wird erst dem großen klugen Kaiser präsentirt, wenn er mit den Trümmern seiner Armee wieder in Paris einmarschirt.“

Jean Jaccard war inzwischen an das Lager der kranken Fran getreten und ergriff ihre magere Hand, um ihr den Puls zu fühlen.

„Ich verbiete Euch, Mervin, das Experiment zu wiederholen. Eure Frau ist sehr schwach und könnte daran zu Grunde gehen. Versprecht mir, es nicht mehr zu thun.“

„Ich habe keinen Schwefel mehr“, seufzte Mervin.

„Das ist gut. Habt Ihr Geld, welchen zu kaufen?“

„Nein.“

„Das ist gut. Ich werde dafür sorgen, daß Euch diesmal die Unterstützung der Gesellschaft blos in Nahrungsmitteln zukommt. Ihr laßt Euer Weib verhungern.“

„Aber meine Bombe!“ jammerte Mervin.

„Man wird's Euch sagen, wenn man Eurer Bombe

bedarf. Bis dahin habt Ihr blos die Pflicht, vernünftig zu werden, soweit Euch das möglich ist.“

Jean Jaccard hatte entschieden, fast hart gesprochen. Paul Mervin hatte ihn angehört, wie man den Worten eines Vorgesetzten lauscht.

Jean Jaccard ging über den Hof und stieg die Treppe zu seiner Mansarde empor.

Der Mond, der groß und dunstig über den Kaminen auf dem gegenüberliegenden Dache stand, warf sein Licht bleich und gespenstisch in die niedere Kammer.

Als Jean Jaccard eintrat, regte sich etwas auf dem Sopha, daß er befremdet einen Schritt zurücktrat und Licht machte.

„Ich bin krank und möchte nicht allein sterben, Jean!“

Es war eine hohle, klanglose Stimme, die Jean Jaccard kaum mehr erkannte.

Auch die Gestalt, welche, angethan mit ärmlichen Fetzen, vor ihm stand und ihn mit dem zum Todtenkopf abgemagerten Gesicht anschaute, war ihm fremd. Aber ein paar große blaue Augen blickten ihn ängstlich und doch wieder mit dem Trotze eines Kindes, das Strafe erwartet, an. Jean kannte diese Augen und trat erschrocken zurück.

„Nini!“

„Ich werde wohl nicht mehr lange leben Jean“,

fuhr Nini in ihrer trotzig bittenden Weise fort, „aber es ist hart, so allein zu sterben. Da dachte ich an Dich — Du warst besser als sie alle. Wo ist Louison? Sie wird mich wohl fortschicken!"

Jean Jaccard ging auf seine ehemalige Geliebte zu und gab ihr die Hand.

„Louison ist fort, verheirathet. Du hast Recht, daß Du gekommen bist, Nini, das Zimmer, das Du einst mit Louison getheilt hast, ist das Deine. Du sollst von nun an meine Schwester sein."

Wie von einem unwillkürlichen Drange hingerissen, führte Nini die Hand an ihre blutleeren Lippen.

„Ich hatte immer das Gefühl, daß Du mich aufnehmen würdest, wann und wie ich auch käme. Lange aber sträubte sich Alles in mir dagegen und doch machte jenes Gefühl, daß ich nie ganz verzweifelte. Ich war wohl recht undankbar gegen Dich, aber ich bin bestraft worden. Ich werde Dir nicht mehr lange zur Last fallen."

Sie ergriff das Licht, das Jean ihr reichte, und ging ins Nebenzimmer. Jean Jaccard blieb im Dunklen. Der Mond, der endlich seine Dunstmasse durchbrach, beleuchtete die auf der Bank ausgestreckte Gestalt des jungen Mannes, welche manchmal wie von unterdrücktem Schluchzen zusammenzuckte.

Neuntes Kapitel.

Ein patriotisches Stück.

Ein patriotisches Stück! Die Kriegserklärung war vor wenigen Wochen rasch und unerwartet wie eine Brandrakete am ruhigen Nachthimmel der Gesellschaft emporgestiegen, eine blutige furchtbare Zeit war urplötzlich über die Menschheit gekommen, und der Ruhigste stand bleich und bebend vor dem verschleierten Riesengespenst des Krieges, das ein Wort, ein Federzug heraufbeschworen. Aber während die Welt noch keines Angstschreies mächtig in stummen Schauern lag, hatte ein Lieblingsdichter der Pariser bereits ein zeitgemäßes Stück geschrieben, mehr noch, dieses Stück, ganz geeignet, die trotz alledem etwas kühle Haltung des Quartier latin zu den Zeitereignissen zu erwärmen, war bereits durch höhere Verwendung dem Odeon-Theater

octroyirt, von diesem in Scene gesetzt worden und sollte einige Tage nach dem Ausmarsch der Truppen gegeben werden, um die Herzen der zwischen ihrem Patriotismus und ihren republikanischen Ueberlieferungen noch schwankenden Bewohner des Studentenviertels zu entflammen.

Jedermann im Quartier latin wußte, daß der Abend von der Regierung zu einer großartigen Manifestation für den Krieg und das Kaiserreich benutzt werden wollte und daß die noch immer sehr zahlreichen Radicalen des Quartiers sich zu einer Gegendemonstration rüsteten. Schon am Nachmittag war daher der Platz dicht mit Menschen besetzt. Die Mehrzahl mochte wohl aus Neugierigen bestehen und sich selbst noch nicht klar darüber sein, ob sie im gegebenen Moment dem Kaiserreich ein „Vive!" oder „A bas!" bringen würde. Aber man bemerkte darunter ziemlich regelmäßig vertheilt mehrere als Mouchards und Agents provocateurs ziemlich bekannte Individuen und einige Studenten, welche als Freunde bonapartistischer Journalisten vervehmt waren. Die Gegenpartei war nicht müßig geblieben. Den Dienern des herrschenden Regiments wurde es etwas unheimlich zu Muthe, als sie zahlreiche, entschlossen aussehende Männer in Blouse und Sammtrock fast in militärisch regelmäßigen Ab-

ständen in der Menge bemerkten. Die Polizei und ihre Freunde hatten eine schwierige Stellung. Sie waren von ihren Vorgesetzten angewiesen worden, einen Zusammenstoß auf jeden Fall zu vermeiden, beim Erscheinen der Kaiserin selber die Marseillaise anzustimmen und, wenn Unruhen entstehen sollten, dieselben zu einer etwas tumultuösen Kundgebung für den Krieg zuzuspitzen. Die Unversöhnlichen jedoch, deren zugleich feste und ungreifbare Organisation der Polizei längst kein Geheimniß mehr war, schienen es diesmal, wie man aus Allem herausfühlte, auf einen Bruch abgesehen zu haben, um zu zeigen, daß sie noch am Leben seien, und mit bangen Vorgefühlen sahen sich die sonst so brutalen Klopffechter des Kaiserreichs plötzlich einer Agitation gegenüber, welche eher das Bestreben, sich zu zeigen, als zu verbergen, zu haben schien und die Gelegenheit beim Schopf zu fassen suchte, um mit der Polizei zusammenzugerathen.

Was den zur Friedfertigkeit verurtheilten Polizisten entging, war ein kleines Café gegenüber dem Theater, von welchem aus die verdächtigen Gestalten, die so unheimlich durch die Menge patrouillirten, ihre Signale zu erhalten schienen. Dort hatten zwei Herren ein Marmortischchen unter die Thür stellen lassen und betrachteten sich gemächlich und dann und wann mit einander

in gleichgültigem Tone eine Bemerkung wechselnd über ihre Tasse hinweg das Treiben der auf und ab wogenden Menge, welche zunächst den Wagen der Kaiserin erwartete und ihre Hofdamen zu sehen wünschte. Der schlankere der beiden Herren war auf das modernste gekleidet und mit allen sonstigen Attributen eines Stutzers versehen. Sein rechtes Auge hielt ein goldenes Monocle mit vollendeter Meisterschaft, zwischen den Fingern seiner rechten Hand war ein kaum meterlanges Rohrstöckchen in beständiger Bewegung, um von Zeit zu Zeit zerstreut an das helle, reizend gemachte Beinkleid zu klopfen, während sein linker auf das Marmortischchen gestützter Arm in einer fast zu Ende gerauchten Cigarre ausmündete, deren Duft die vorüberschlendernden Gamins gierig aufsogen. Nicht ganz zu der eleganten Tournüre stimmte ein beginnender Vollbart, der dem eigentlich sehr magern Gesicht eine gewisse Fülle und Rundung gab.

Wenn der Herr mit dem Monocle im Auge aufs Haar einem jungen Edelmann des Jockeyclubs glich, der sich für den bevorstehenden Feldzug bereits nicht mehr rasirte, so gehörte sein Gegenüber zu jener großen Klasse der gesetzten, anständigen Herren, deren Aeußeres der Franzose manchmal scherzweise mit Bonhomme bezeichnet, deren Rollen auf der Bühne von den mittelmäßigsten Schauspielern dargestellt werden und welche

sich so sehr gleichen, daß es manchmal nur an der Feinheit des Stoffes, den sie tragen, oder an der Pflege der Hand zu unterscheiden ist, ob man einem Beherrscher der Börse oder einem im Stadtrath sitzenden Bürstenbinder im Sonntagsrock gegenübersteht. Der anständige Herr, welcher an dem Marmortischchen saß, unterschied sich von der ganzen Gattung vielleicht nur durch das kalte blaugraue Auge, welches manchmal mit raschem, durchdringendem Blick über die Menge streifte, aber dann auch nur einen Augenblick; denn sowie diese Augen einem andern auf sie gerichteten Blick begegneten, schlossen sie sich zur Hälfte und auf dem glattrasirten Antlitz lagerte wieder ein Lächeln, wie jeder Commissionsrath lächeln kann. An jenem Blick und diesem Lächeln erkennen wir den Herrn am Marmortischchen wieder. Es ist der Mann von London.

Der Elegant mit dem beginnenden Vollbart ließ den Rest der Cigarre nachlässig zur Erde fallen. Ein Gamin sprang gierig darnach.

Der Mann von London hatte bereits ein umfangreiches Etui von Juchtenleder gezogen, um seinem Gesellschafter eine neue Cigarre anzubieten. Das Etui veränderte jedoch seine Richtung und streckte sich dem hoffnungsvollen Vertreter der Pariser Straßenjugend unter die erstaunte Nase.

„Hier, mein Freund! Lassen Sie den Stummel liegen.“

Zögernd und in der halben Befürchtung, gefoppt zu werden, griff der Jüngling mit den nie gewaschenen Fingern seiner Linken in die elegante Cigarrentasche, während die Rechte mit dem erbeuteten Stummel in die Tiefen einer lebensmüden Leinwandhose versank.

Endlich hielt er eine dicke Regalia von der feinsten Arbeit triumphirend vor den immer größer werdenden Augen.

„Das kostet wenigstens fünf Sous“, sagte er, noch immer aufs höchste erstaunt.

„Zwanzig, mein Freund!“ sagte der Mann von London mit freundlichem Lächeln. „Wenn es von mir abhängen würde, sollten alle guten Bürger Cigarren zu zwanzig Sous rauchen, nicht blos die Lakaien und Soldaten Badinguet's. Wollen Sie noch eine?“

Der schmuzige Bengel, der vorhin eines Cigarrenstummels wegen unter den Tisch gekrochen war, trat mit einer ablehnenden Bewegung, die nicht aller Eleganz entbehrte, zurück.

„Ich danke, Bürger! Ich bin kein Araber. Der Sohn der Faubourg St.-Antoine nimmt nur eine.“

Er nahm ein Streichholz vom Tisch, brachte es am Schenkel zum Brennen und zündete sich die Cigarre

an. Als sie brannte, machte er eine Verbeugung, drückte die Mütze unternehmend aufs Ohr und schritt stolz von dannen, große Rauchwolken ausstoßend und ein revolutionäres Lied pfeifend, welches über Nacht entstanden und mit seinen wilden Rhythmen ganz geschaffen war, um den durch die Polizei entweihten Gesang Roget de l'Ile's zu ersetzen.

„Der schlägt heute mit der Sabatte zwei Polizisten in die Flucht", lächelte der Mann von London, indem er seinem Gegenüber nun die Cigarren bot.

Der bärtige Stutzer streckte den Arm aus, daß sich der Rand des Aermels weit über die blendend weiße Manschette zurückzog und die in Glacéhandschuhe eingeschlossene Form der Hand in ihrer ganzen Schlankheit sichtbar wurde. Er kam aber nicht dazu, die Cigarre anzuzünden, denn unter dem tausendstimmigen Ruf: „Die Kaiserin! Platz für die Kaiserin! flutete die Menge nach rückwärts. In der That erschienen die Köpfe von vier Pferden, die Oberkörper von vier Lakaien und ein schwarzes Kutschendach über der auf und ab wogenden Menge.

Der Mann von London war auf einen Stuhl gesprungen, um den Wagen zu sehen, und schwenkte ein weißes Taschentuch in der Luft, wobei er fortwährend rief: „Es lebe die Kaiserin! Platz für die Kaiserin!"

Als wenn dieses weiße Taschentuch ein Signal gewesen wäre, änderte sich augenblicklich die Situation. Heulend drängte sich ein festgeformter Keil von Blousenmännern und Studenten zwischen die kaiserliche Equipage und den Eingang des Theaters und vergeblich suchte der Kutscher vorwärts zu kommen.

Bekannte Spottlieder wurden da und dort angestimmt, „Nieder mit der Kaiserin! Nieder mit Badinguet!" ertönte es.

Auf den Stufen des Theaters erschien eine mächtige Gestalt mit langem, wehendem Bart und mit Zeitungstiteln über und über bedeckt und warf ein Flugblatt in rother Schrift unter die Menge und sang ein wildes seltsames Lied, dasselbe, das der Sohn der Faubourg St.-Antoine vorhin gepfiffen. Hundert Kehlen stimmten ein. Dreimal rissen die Stadtsergents den Alten von den Stufen, dreimal wurde er durch die Fäuste der Studenten und Blousenmänner befreit und erschien wieder hoch über der Menge und sang das Lied vom Barrikadentod.

Die Stadtsergents und Agenten hatten sich dicht um den Wagen der Kaiserin geschaart, um ihn zu schützen. Die Kaiserin gab den Befehl zur Rückkehr. Unter dem Heulen und Zischen der Menge verschwanden der kaiserliche Wagen und die wenigen Chaisen, welche

ihm gefolgt waren. Auch die Stadtsergents zogen sich ihren erhaltenen Befehlen gemäß zurück. Die Unversöhnlichen hatten den Platz behauptet. Nur in einer Ecke des Platzes stand ein Mann mit einer Nelke im Knopfloch und erzählte den ihn umstehenden Gaffern von den Siegen des ersten Napoleon und wie es der Neffe jetzt ebenso machen und an der Spitze der Armee von einem Ende der Welt zum andern marschiren und Alles unterwerfen werde.

Da plötzlich erschien neben dem Mann mit der Nelke die groteske Gestalt des Zeitungsmannes. Der sang mit seiner dröhnenden Stimme das neue Lied vom schönen Barrikadentod, und in den brausenden Tonwellen, die seiner Brust entströmten, sank die heisere Stimme Vater Barbé's unter. Père Roberto sang und warf seine gedruckten Zettel unter die Menge, und darauf stand in rothen Lettern zu lesen:

„Bürger von Paris, die Losung heißt warten! Der Krieg der Tyrannen ist nicht Euer Krieg, aber es ist Euer Triumph, wenn sie sich gegenseitig bis zur Ohnmacht zerfleischen. Keiner, der die Freiheit und das Volk liebt, folge dem Heerzug des Tyrannen. Alles ist bereit — bewahrt Euch für den Tag der Vergeltung!“

Man kann dieser Proclamation besondere Klarheit

eben nicht nachrühmen, desto größer war ihre Wirkung. So konnte man auf die allerleichteste Weise zum Helden werden. Wenn der Nachbar fragte, warum man nicht seinen hochherzigen Entschlüssen gefolgt und mit in den Krieg gezogen sei, so runzelte man die Stirn und sah ihn düster an. „Alles ist bereit — ich warte auf den Tag der Vergeltung.“ Einer forderte den Andern auf, sich für den Tag der Rache aufzubewahren, damit er selber sich besser ausnehme, wenn er zu Hause blieb.

Es war inzwischen dunkel geworden und das Licht der Laternen fiel nur noch auf einzelne Haufen, welche sich gegenseitig feierlich zuschworen, dem Kriegszug des Tyrannen nicht zu folgen, sondern sich für den Tag der Rache aufzubewahren.

Der Mann von London und sein eleganter Begleiter hatten sich während des Tumultes in das kleine Café zurückgezogen, horchten auf den zunehmenden Lärm und unterhielten sich leise. Eine vom Leben etwas abgegriffene Gestalt, deren Gesicht gerade so aussah wie eins von denjenigen, welche im Keller des Père Beaupas zu dem Banner der Internationale geschworen, machte sich etwas abseits an einem ärmlichen Büffet zu schaffen.

Da trat Jean Jaccard rasch ein. Seine Wangen waren geröthet, seine Augen blitzten. Seine Brust hob

sich rasch auf und nieder, als könne er zum ersten Mal in seinem Leben frei athmen. Sein Rock hing ihm an verschiedenen Stellen zerrissen vom Leibe.

„Wir waren hart mit den Mouchards an einander", begann er ohne weiteres. „Aber die feigen Hunde ließen sich prügeln und schlichen davon. Offenbar haben sie Befehl, sich ruhig zu verhalten. Jules Bandeau ist mit seiner Bande vor die Tuilerien gezogen, um auch dort unser „Nieder mit dem Kaiserreich! Es lebe der Friede und die Revolution!" hören zu lassen. Es soll den Officiösen nicht gelingen, das Ganze als eine stürmische Kundgebung für den Krieg zu erklären. Die Kaiserin war bleich vor Wuth, als sie umkehren mußte. Reymond hatte sich bis zum Wagenschlag durchgedrängt und erkundigte sich nach dem Befinden Badinguet's. Man verhaftete ihn nicht. Man rechnet auf die erste Schlacht und zweifelt nicht, daß der unausbleibliche Sieg alle Welt betäuben werde."

„Die erste Schlacht wird eine Niederlage sein!" sagte der Mann von London mit einem eigenthümlichen Lächeln.

Jean Jaccard antwortete nicht. Seine Augen waren unverwandt auf den Elegant gerichtet, der am Büffet lehnte und mit aller graziösen Nachlässigkeit eine gewisse Unruhe nicht verbergen konnte.

Der Mann von London mißverstand dieses gegenseitige Anstarren und sagte:

„Ihr kennt Euch, wie es scheint, noch nicht; es ist genug, wenn ich Euch sage, daß Ihr einander vertrauen dürft. Bürger Jean, Bürger Etienne. Was Euch die Gesellschaft sonst noch für tolle Namen gegeben hat, damit Ihr immer genau in das unterste Loch des großen Stalles kriecht und Euch von oben gehörig treten laßt, daran kann Euch nichts liegen. Gebt Euch die Hand! Ihr werdet noch viel mit einander zu arbeiten haben."

Bürger Etienne blieb unbeweglich.

Der Student war vergeblich bemüht, sich zu beherrschen. Durch seine Stimme bebte der ganze Zorn, der in seinem Innern kochte.

„Wir kennen uns bereits", sagte er verächtlich, „der Fürst Stanowsky und ich. Es mag dem welterfahrenen Heuchler und Schurken vielleicht lächerlich erscheinen, wenn ich ihn anklage, daß er mir mit der Rechten freundschaftlich die Hand drückte und mit der Linken die Geliebte stahl, daß er das unerfahrene Wesen, das ihm blindlings vertraute, hülflos in die fremde Welt hinausstieß, bis es im Schmuz des Lebens langsam verfaulte. Ich will ihn nicht ins Gesicht schlagen, wenn er zu uns gehört, wie es der Schurke verdiente,

aber dem Mörder dessen, was mir das Theuerste war, die Hand reichen — nie!"

Stanowsky zuckte zusammen, als er das Wort Schurke hörte, und schien auf den Studenten zustürzen zu wollen. Der Student blieb ruhig stehen.

Der Mann von London trat zwischen die Beiden.

„Bürger Jean", sagte er ernst und mild, „Du hast versprochen, Dich ganz dem erhabenen Werke der Erlösung der Menschheit aus Sklaverei und Elend zu weihen, Du hast versprochen, weit hinter Dich zu werfen jeden Gedanken an das, was Du warst, was Du besaßest, und nur zu nähren die Glut der Rache gegen die Unterdrücker Deiner Mitmenschen, die heilige Flamme des Zorns, die als Theil der allgewaltigen Flamme der Vernichtung einst über unsern Drängern zusammenschlagen soll. Das Alles hast Du versprochen, und schon die erste Probe, die der Zufall an Dich stellt, findet Dich schwach und eigensüchtig. Ein Mann, von dem ich Großes erwarte, wie von Dir, hat Dich einst beleidigt, hat vielleicht das gethan, was man Unrecht nennt, und Du verweigerst die Gemeinschaft mit ihm, ohne zu bedenken, daß er vielleicht nichts that, als daß er willenlos und ohne Urtheil dem Strom der allgemeinen Verderbniß folgte. Bürger Jean, dieser Mann, den Du Deinen Feind nennst, hat die Weihe erhalten,

welche mächtig genug ist, selbst das Brandmal von der Schulter des Galeerensträflings zu nehmen, er gehört einem Bunde an, welcher keine Schuld anerkennt als Feigheit und Verrath an ihm selber. Kraft unseres Zeichens, dem Du Gehorsam gelobt, gebiete ich Dir, ihm die Hand zu reichen."

Jean Jaccard athmete schwer und tief und schaute finster zu Boden. Dann ging er langsam und unsicher mit ausgestreckter Hand vorwärts.

„Schon einmal habe ich daran gezweifelt", sagte er, „ob Grundsätze die rechten sein können, welche uns Liebe und Haß zugleich aus dem Herzen reißen. Ich habe demjenigen verziehen, der schuld war an dem Tode meiner Mutter, ich will auch diesmal vergeben. Ihr aber, den man den Mann von London nennt und dessen geistiger Gewalt ich mich untergeordnet fühle, nehmt Euch in Acht. Die Viper verleugnet nie ihre Natur, sie sticht nach Allem, was über ihr ist. Auch Ihr steht über ihm, jeder ehrliche selbstlose Zweck ist größer als er, darum nehmt Euch in Acht. Und nun, Bürger Stanowsky, wollen wir miteinander arbeiten."

Jean Jaccard streckte kalt seine Hand hin.

Stanowsky berührte sie leicht und ein hämisches Lächeln überflog sein Antlitz.

„Wie Ihr sagt, wir wollen mit einander arbeiten."

„So sei es!“ sagte der Mann von London und verließ das Café. Die beiden Andern folgten.

Ohne Gruß ging jeder der drei Männer nach einer andern Richtung.

Die Zuschauer des patriotischen Stücks hatten das Theater längst verlassen. Auf dem Odeonplatze war es still geworden. Auch kein Polizist ließ sich weit und breit blicken. Da trat noch die hohe seltsame Gestalt Père Roberto's unter den Bogen des Theaters hervor und dröhnend schallte seine Stimme durch die einsamen Straßen:

Auf der zerstörten Barrikade
Lag sterbend ein junger Held.
Der Priester sprach von Gott und Gnade
Und von der andern Welt.

„Laßt alle Erdensorgen“,
Klang's dumpf aus seiner Kehle,
„Denkt nur ans ew'ge Morgen,
An Eure arme Seele.“

Da schnellt im letzten Ringen
Der bleiche Mann empor,
Die Lippen nah' zu bringen
Noch an des Priesters Ohr.

„Laßt Euer vieles Reden
Von Gott und Himmelreich!

Ich lasse hier mein Eden,
Das Andre gilt mir gleich.

Wenn wir nur, was uns theuer,
Da drüben wiedersehn,
Sei's auch im Höllenfeuer,
Im ew'gen Untergehn.

Gewährt mir eine Bitte!
Geht vor das Thor hinaus,
Dort auf des Platzes Mitte,
Da steht ein kleines Haus.

Da läutet an der Glocke,
Sagt, daß ich gefallen bin,
Und bringet eine Locke
Marie — der Tänzerin."

Zehntes Kapitel.

Die Sündflut.

Regimenter auf Regimenter drängten sich in den engen Straßen von Sedan gegen die überfüllte Citadelle. Es war am westlichen Thore der Stadt. Alle Waffengattungen wogten wirr durch einander herein. Eine Ambulance, deren Pferde getödtet waren, stand, von Aerzten und Krankenwärtern verlassen, mitten am Weg und wimmernde Stimmen flehten daraus hervor um Rettung. Eine demontirte Kanone hatte sich dazu gesellt und zwei Artilleristen lagen todt daneben, der eine auf dem Gesicht, der andere streckte das wachsgelbe Antlitz mit den erloschenen Augen zum rauchgeschwärzten Himmel empor. Mehrere Häuser in der Nähe brannten. Drüben aus dem dichten Gürtel von Rauch, der sich auf den Höhen lagerte, blitzte es

hier und da dunkelroth auf, ein Sausen wie das Geheul eines Thieres klang in den Lüften, ein betäubender Knall in nächster Nähe, das Geräusch von einstürzenden Balken und bröckelndem Mauerwerk und das laute Geschrei eines Verwundeten, der sich den Kopf haltend zur Seite schleppte, während ihm das Blut zwischen den Fingern hervordrang. Die Mauern ringsum sind zerschossen und der Boden ist aufgewühlt. Die Beschießung der von Militär vollgestopften Stadt und der in ihr Schutz suchenden geschlagenen Armee hat begonnen. Immer rascher blitzt es auf den Höhen, in immer kürzern Zwischenräumen sausen die Sprenggeschosse heran. Da — das ist ein anderer Ton, das ist das Schwirren, mit dem die Bombe durch die Luft fliegt! Alles wirft sich nieder oder drängt aus einander. Mitten in der Colonne fällt das eiserne Ungethüm zu Boden, sich tief in die Erde bohrend. Eine furchtbare Pause entsteht, wenigstens eine Minute lang, hier und da hebt ängstlich umblickend sich ein Kopf empor. Da flammt und kracht es auf, daß die Erde bebt und die Besinnung schwindet. Die Ambulance ist umgestürzt, neben ihr öffnet sich ein tiefer Trichter, einzelne Pflastersteine fallen krachend in die nächsten Dächer.

In dem Ambulancewagen ist es still geworden, aber viele von denen, die sich niedergeworfen, stehen

nicht mehr auf, einige liegen unbeweglich, andere wälzen sich blutend hin und her.

Aus dem Wagen hervor kriecht eine lange, rothbärtige Gestalt mit zerrissenen Kleidern und das Genfer Kreuz am Arme.

„Damn!“ murmelte Lord Watkins und sah sich verblüfft um. „Ich glaube, die verdammten Deutschen sprengen ganz Sedan in die Luft. Ich habe versprochen Miß Pinkerton, daß ich sie werde machen zu Lady Watkins, wenn die deutschen Kellner werden sein die Sieger. Damn! Wenn ich wieder nach Paris komme aus dem verdammten Loch, werd' ich halten mein Wort. Goddam!“

Damit kroch der Lange in einen halbzerstörten Keller, vor jeder ansausenden Granate sich sorgfältig bückend.

Zwei berittene Offiziere in Generalstabsuniform, welche sich zu Pferde durch die Colonne drängten, beruhigten, von Staub und Mauerwerk über und über beschmuzt, ihre erschreckten Pferde und wollten vorwärts.

Der Einmarsch der Regimenter war inzwischen durch die immer rascher einschlagenden Geschosse in vollständige Panique ausgeartet. Sie hörten nicht mehr auf die Stimme ihrer Führer, viele hatten die Waffen weggeworfen.

„Zurück!“ schrie man den beiden Reitern zu. „Die Preußen schießen auf das Thor.“

„Ich rathe Ihnen, hier umzukehren“, rief der eine der Reiter, der einen feurigen Schecken ritt, sich halb umwendend, seinem Begleiter zu und spornte den Schecken vorwärts.

„Und Sie, Mondélion?“ gab Graf Entretout zurück, gleichfalls seinen zitternden und schnaubenden Rappen vortreibend, daß er an die Seite Mondélion's kam.

„Ich habe nicht im Sinn, zurückzukehren“, sagte der Baron. „Da oben scheinen sie die Schmach zur Unfähigkeit fügen und capituliren zu wollen. Seit einer Viertelstunde schweigt das Feuer der Citadelle.“

„Und Sie allein wollen nicht capituliren?“ fragte Graf Entretout mit einem Anflug seiner einstigen Laune.

„Nein“, sagte Mondélion entschlossen. „Ich kenne die Gegend genau, ich habe einige Jahre meiner Jugend hier zugebracht. Dort drüben ist eine wenig tiefe, aber sehr steile bewaldete Einsenkung, die weit nach Westen führt. Die Preußen haben nach dem Berichte Wimpffen's eben erst die Einschließung vollständig gemacht, ihre Aufstellung kann daher nach jener Seite nicht tief sein. Es ist vielleicht möglich durchzukommen.“

Graf Entretout sah den Freund mit aufrichtiger Bewunderung an.

„Das Wagniß macht Ihrem Muthe alle Ehre, Mondélion, aber es ist, gestatten Sie mir den Ausdruck, etwas unsinnig. Was der Kaiser mit achtzigtausend Mann nicht wagt, wollen Sie allein versuchen."

Mondélion zuckte die Achseln.

„Der Kaiser!"

Das Feuer der Belagerer hatte etwas nachgelassen, die Hast der Truppen, in die brennende Stadt zu kommen, minderte sich und Brigaden erwarteten unter dem Schutz der Stadtwälle weitere Befehle.

Die beiden Offiziere ritten durch das arg mitgenommene Thor nach der Ebene, die sich davor bis zu den Hügeln erstreckte, worauf die preußischen Batterien standen.

Sie ritten im Schritt, obwohl noch hier und da ein stumpfes Puffen sich hören ließ und zischend eine Granate hoch über ihren Köpfen nach der Citadelle flog, um dort mit dumpfem Knall zu crepiren.

„Sie messen wohl auch", sagte Entretout, „dem Kaiser alle Schuld bei an dem, was geschehen ist? Es wäre eine Thorheit, zu leugnen, daß wir geschlagen, sehr geschlagen sind, daß eine Veränderung mit uns

vorgegangen ist, die uns im Augenblick ganz unfaßbar erscheint. Und doch haben wir alle die Komödie mit uns selber gespielt und sehen erst jetzt ein, daß es Zeit ist, sie zu enden. Der Kaiser hat Recht, wenn er das blutige Possenspiel nicht fortsetzen will. Wir haben gezeigt, daß wir nicht mehr die Helden der ersten Revolution, und unsere Nachbarn, daß sie nicht mehr die Klötze von ehemals sind. Jetzt gilt es mit Anstand, die Bank an den Glücklichern abzugeben. Die Tour ist um."

Eine Granate zischte, diesmal sehr niedrig, an ihnen vorbei und grub sich, ohne zu explodiren und mit einem Tone, als ob man einen Feuerbrand ins Wasser stecke, in das Glacis der Stadt, an dem die beiden Reiter entlang ritten. Sie waren an den letzten Truppen vorbei und weithin sichtbar.

Entretout blickte ruhig nach der Batterie, woher die Granate gekommen und wo bereits ein neuer Blitz zwischen den graugelben Rauchwolken aufflammte. Bald ließ sich auch das Sausen des Geschosses vernehmen. Es schlug etwa fünfzig Schritt vor den Reitern auf und crepirte, indem es Sand und Steine weit um sich schleuderte.

„Sie schießen auf uns!" begann Entretout wieder und suchte die zitternde Hast seines schnaubenden Thieres zu mäßigen. „Ein kleines Ziel für große Kanonen.

Uebrigens schießen sie gut. Ich will Sie daher nicht länger aufhalten, Mondélion! Ich wünsche Ihnen alles Glück. Wohin wenden Sie sich, wenn Sie durchkommen?"

„Nach Paris. Aber warum kommen Sie nicht mit? Sie sehen dort jenes Gehölz, das sich so weit in die Ebene vorstreckt. Es ist von den Batterien dominirt und sie haben es jedenfalls für unnöthig gehalten, es zu besetzen. Ein gutes Pferd kann es erreichen, ehe die auf der Höhe Zeit gehabt haben, eine Abtheilung dahin zu entsenden. Kommen Sie mit! Ich weiß nicht, was meinem Vaterlande noch bevorsteht, aber ich habe das Gefühl, als ob noch nicht Alles zu Ende wäre. Eine neue Zeit bricht herein. Thatkräftige und redliche Männer sind dann vielleicht selten. Kommen Sie mit!"

Graf Entretout hielt seinen Rappen an und schüttelte traurig den Kopf.

„Sie täuschen sich in mir, Mondélion. Ich wäre der letzte, der in die neue Zeit paßt, auf die Sie hoffen, die ich fürchte. Ich bin der Sohn jenes Systems, das die preußischen Batterien eben ins Grab schießen — ich täusche mich darüber nicht. Es ziemt sich, daß ich damit von der Oberfläche verschwinde. Sehen Sie mich nicht so bewegt an, ich ambitionire keinen sogenannten Heldentod, ich werde nicht mit heraus=

gerissenen Eingeweiden in einer schmuzigen Ackerfurche zu enden suchen. Andere mögen das hübsch finden, ich fände es vom allerschlechtesten Geschmack. Ich werde auch den Kaiser nicht an den Ort seiner Gefangenschaft begleiten, denn ich war von jeher ein schlechter Höfling und fände einen gefangenen Kaiser jedenfalls höchst komisch. Ich werde den deutschen Commandanten, der mich in Empfang nimmt, bitten, mich in einer kleinen Stadt in Pommern oder sonst einer schönen Gegend zu interniren, wo mich ein dicker Maire wöchentlich zu Tische ladet und seinen blauäugigen semmelblonden Töchtern täglich französische Conversationsstunden dafür geben läßt. Ich werde mich von der germanischen Schuljugend nach Herzenslust insultiren lassen und zu vergessen suchen, daß man sich in Paris in den Straßen todtschlägt und hinter umgestürzten Omnibussen hervor auf jeden Menschen schießt, der einen guten Rock anhat und erträglich französisch spricht."

Mondélion war ernst, sehr ernst und blickte manchmal flüchtig nach den schweigenden Batterien des Feindes. Er wäre gern weiter geritten, aber da Entretout ganz vergessen zu haben schien, daß er sich nicht am Boulevard der Kapuziner befand, sondern auf einem granatendurchfurchten Schlachtfelde, und in seiner melancholisch-kaustischen Weise weiterplauderte,

so war es für Mondélion mißlich, seinen Begleiter daran zu mahnen, daß sie bei einer Wiederaufnahme des Feuers den feindlichen Batterien oder einer vorgeschobenen deutschen Schützenabtheilung weithin sichtbar und allein auf dem offenen Plan ein willkommenes Ziel böten. Er hätte nicht gern vor seinem skeptischen Freunde als schüchtern gegolten und setzte daher das Gespräch mit der Frage fort:

„Und Léonie Lebrun?“

„Würde mir ohne Zweifel nicht folgen wollen“, gab Entretout zur Antwort, während es einen Moment schmerzlich über sein Gesicht zuckte. „Sie stellt sich den Krieg vor, wie sie ihn im Hippodrom und im Circus der Kaiserin dargestellt sieht, und wird es mir ohne Zweifel sehr übel nehmen, daß ich nicht in irgend einer hübschen Stellung gefallen bin, die Falten der Tricolore malerisch um mich drapirt und ihren Namen auf den Lippen. Sie ist Pariserin, die reizenden Laster und wenigen Tugenden der schönen Stadt der Sünden und des Glanzes sind in ihr verkörpert; sie kann auf keinem andern Boden leben als auf dem Asphalt der Boulevards, dem Sande des Boulogner Holzes. Auch das sei abgethan. Unsere Herren Feinde sind ja auch damit gründlich aufzuräumen beschäftigt. Folgen wir ihrem Beispiel. Doch jetzt machen Sie, daß

Sie fortkommen, Freund, wenn Sie sich nicht eines Bessern besonnen haben, denn dort oben wird es wieder lebendig. Sehen Sie die schwarzen Köpfe! Sehen Sie den Rauch! Das gilt uns."

In der That hallte es dumpf von der Batterie herüber, die ihnen schon einige Grüße geschickt. Mit finster zusammengezogenen Brauen, höhnisch herabgezogenen Mundwinkeln schaute Graf Entretout dem Geschosse entgegen, das heulend durch die Lüfte flog.

Da bäumte sich der Rappe hoch auf, als werde er durch den feurigen Krater gehoben, der sich unter seinen Füßen öffnete. Ueberschüttet von Erde und Steinen, taub durch den Knall und geblendet vom Feuer der platzenden Granate, ließ sich Mondélion durch die wahnsinnigen Sprünge seines Schecken eine Strecke weiter tragen. Dann endlich konnte er wenden. Der Rappe hatte sich auf die Vorderfüße aufgerichtet und versuchte vergebens das zerschmetterte Hinterbein nachzuschleppen. Schwer und betäubt in regelmäßigen Bewegungen wankte der Kopf mit der weitheraushängenden Zunge an dem langen Halse hin und her.

Seitwärts auf dem Rücken, den einen Arm auf die Brust gepreßt, den andern weit ausgestreckt auf den Boden, lag die elegante Gestalt des Grafen. Er lebte noch, obwohl bei jedem seiner unregelmäßigen

Athemzüge blutiger Schaum aus seinem Munde quoll.

Bereits war Mondélion zur Erde gesprungen und kniete neben dem Freunde, ihm das Blut vom Munde wischend. Mit weit vorgestrecktem Halse, ängstlich schnaubend und die Zügel auf der Erde schleppend, betrachtete der Schecke den verwundeten Gefährten.

Graf Entretout schlug die Augen auf und versuchte zu sprechen. Mondélion näherte sein Ohr dem Munde des Verwundeten.

„Der Tod ist nicht — so häßlich — als ich glaubte", stöhnte Entretout. „Es geht leichter — es ist auch so gut — die Zeit, die kommt, wird abscheulich sein. Grüßen Sie Léonie. Sagen Sie, daß ich nicht sterben wollte, aber als der Tod kam, starb ich — weniger häßlich als viele Andere. Adieu!"

Eine Art Schluchzen drang aus der Kehle des Verwundeten, ein Blutstrom quoll aus seinem Munde und floß über seine Wangen herab.

Da hörte Mondélion hinter sich den Hufschlag eines rasend einher galoppirenden Pferdes. Er wendete sich um und sah auf einer riesigen Mähre die dicke Gestalt des Professors Herbiot, welcher sich ängstlich am Sattel festhielt und eine große Genfer Flagge wie die Lanze eines Ulans an seiner Seite befestigt hatte.

„Doctor!" schrie Mondélion mit äußerster Anstrengung seiner Stimme und deutete auf den Sterbenden.

Mit zorniger Angst stierte der feiste blasse Reiter auf die Gruppe und jagte vorüber.

Graf Entretout regte sich nicht mehr. Seine Augen, die noch vor kurzem so spöttisch blickten, schauten zwischen den halboffenen Lidern gläsern zum Himmel.

Mondélion richtete sich auf. Zwei Thränen flossen langsam in seinen Bart. Er warf noch einen letzten Blick auf den Todten, dann zog er seinen Revolver, hielt ihm dem verwundeten Rappen ans Ohr und drückte los. Der Rappe brach zusammen. Mondélion bestieg seinen fröstelnden Schecken und jagte gegen die Waldspitze.

Von der Citadelle von Sedan wehte die weiße Fahne. Die Granate, welche Graf Entretout tödtete, war die letzte, welche die deutschen Batterien bei Sedan abfeuerten.

Ende der ersten Abtheilung.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Schlägel, Max <<von>>,

Nach uns die Sündflut! Roman aus Frankreichs jüngster Vergangenheit

Bd.: 4

Leipzig (1872)